Marianne Steinmann erzählt

Die Orgelbauer von Wehrendorf

Marianne Steinmann erzählt

Die Orgelbauer von Wehrendorf

Herausgegeben von der
Geschichtswerkstatt Exter e. V.

ISSN 1619 - 7828 - Beiträge zur Ortsgeschichte - Nr. SD06
Herausgegeben von der Geschichtswerkstatt Exter e. V., 32602 Vlotho
Herstellung: Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany
© 2010 - Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsübersicht

Die Eltern	7
Das eigene Heim	13
Der erste Weltkrieg	18
Der Nachkömmling	21
Erste Kindheitserinnerungen	25
Die Vorgärten	28
Advent und Weihnachten	31
Meine Schulzeit in Wehrendorf 1928 – 1932	33
Aus dem Geschäftsleben	40
Das Schlachtfest	44
Die weiterführenden Schulen	47
Freude und Ernst des Lebens	52
Werden und Wachsen	57
Und wieder ein Krieg	61
Kriegsdienst 1943 – 1945	69
Das traurige Ende	77
Nachwehen des Krieges	82
Der Neuanfang	86
Schmerzlicher Abschied	91
Die weitere Entwicklung	95
Eine neue Aufgabe	99
Höhen und Tiefen	104
Schwierigkeiten	109
Die alte und die neue Zeit	111
Ein Jubiläum	115
Abschied vom Beruf	117
Die Orgelbauer von Wehrendorf	119
Zur Geschichte der Orgelbauwerkstatt	120
Stichwortverzeichnisse	123

In etwa der Hälfte der Gotteshäuser im Kirchenkreis Vlotho steht ein Instrument aus der Orgelwerkstatt Steinmann zu Wehrendorf, aber auch im übrigen Deutschland und weit darüber hinaus lauschen Kirchgänger den Orgelklängen. 1910 wurde der Familienbetrieb von Gustav Steinmann aus dem Nachbarort Steinbründorf gegründet und wir freuen uns, zum 100. Geburtstag dieses Buch präsentieren zu dürfen.

Marianne Steinmann hat den Weg des väterlichen Betriebes durch Jahrzehnte hindurch aktiv begleitet. Im 1994 fertiggestellten Manuskript hat sie ihre eigene Geschichte aufgezeichnet, die immer verknüpft war mit der der Orgelbauwerkstatt.

Wir danken Frau Steinmann und ihrer Familie, dass sie uns für diese Bereicherung unserer ortsgeschichtlichen Dokumentationsreihe Text und Bildmaterial zur Verfügung gestellt haben. Ebenso erwähnt sein muss unser Mitglied Helga Simonsmeier; sie engagierte sich sehr in der Sache und übertrug darüber hinaus das handschriftliche Original für die weitere Verarbeitung.

Geschichtswerkstatt Exter

im Februar 2010

Die Eltern

In meinen Erinnerungen an Kindheit und Elternhaus muss ich zunächst eine Generation zurückgehen und einiges aus dem Leben meiner Eltern vorausschicken, über ihre Herkunft, ihre Jugend und etliche Begebenheiten, die sie selbst dann und wann am Rande vermerkten. Aber ihr mühevoller Alltag, ihre Erlebnisse und die Geschehnisse in ihrer dörflichen Umgebung heben sich so gravierend von der heutigen Zeit ab und sind so eng mit dem Leben der Nachkommen verwoben, dass Aufzeichnungen hierüber wohl des Festhaltens wert sind.

Abb. 1: Großeltern Steinmann mit den Söhnen Hermann, Wilhelm und Gustav (v.l.n.r.)

Mein Vater Gustav wurde als dritter Sohn eines Bauern in Steinbründorf geboren. Er war neun Jahre alt, als seine Mutter mit 37 Jahren an einem Herzschlag starb. Die Kinder wurden zu Verwandten und befreundeten Familien in Obhut gegeben, da wohl eine geeignete weibliche Person zur Betreuung fehlte. Mein Vater kam auf den Hof Niehage, wo er mit einem gleichaltrigen Sohn aufwuchs. Das Verhältnis muss wohl gut gewesen, denn Negatives hat er nie erwähnt.

Morgens war Schulunterricht, nachmittags gehörten das Kühe hüten und das Kartoffelschälen zu seinen kleinen Pflichten. Bestürzt gemacht hat mich in jungen Jahren seine gelegentliche Bemerkung, dass die für beide Kinder angeschaffte Bekleidung vom eigenen Sohn zur Schule, vom Pflegesohn aber nur sonntags getragen werden durfte. Als weitere Zurücksetzung empfand ich es auch, nachdem beide Knaben am Sonnabend den Kutschwagen geputzt hatten, dass das eigene Kind am Sonntag zur Ausfahrt mit durfte, während der Zögling unterdessen die Kühe hüten musste.

Verwandte des Bauern Niehage war die Familie des Orgelbauers Klaßmeier, der in Kirchheide bei Lemgo eine Orgelbauerwerkstatt unterhielt. Bei gelegentlichen Besuchen wird der aufgeweckte Knabe die Erzählungen aus dem so seltenen Orgelbauerberuf sicherlich mit größtem Interesse verfolgt haben. Der Vater hatte sich wieder verheiratet, und es wurden auch in dieser Ehe noch einige Kinder geboren. So wird der heranwachsende Jugendliche für das, was ihn im Herzen so bewegte, kein offenes Ohr gefunden haben. Wir wissen es nicht genau, vermuten aber, dass er sich nach Beendigung der Schulzeit an Ernst Klaßmeier mit seinen Zukunftsplänen gewandt hat, der ihm dann wahrscheinlich vorab eine Tischlerausbildung als beste Grundlage für den Beruf eines Orgelbauers empfohlen hat.

So kam mein Vater um die Jahrhundertwende zu dem Tischlermeister Fritz Freitag in die Lehre, in dessen Familie er nach alter Tradition auch aufgenommen wurde. Hier waren es wieder Verwandte, wie die Familie Stratmann, die auf sein Leben einen entscheidenden Einfluss nahmen. Die Töchter aus diesem Hause waren des öfteren zu Besuch

bei Freitags, und es entspann sich eine Freundschaft zwischen den jungen Leuten, die später zur Ehe meiner Eltern führte.

Nach Abschluss der Tischlerlehre erhielt mein Vater dann die Orgelbauer-Ausbildung bei Ernst Klaßmeier. Er nahm in Kirchheide ein Zimmer und wurde wahrscheinlich im Hause Klaßmeier beköstigt. Nach Beendigung der Lehre war sein Berufsziel erreicht, jedoch sammelte er weitere Erfahrungen bei Hammer in Hannover und Paul Faust in Schwelm. Während dieser Zeit nahm er Privatunterricht zur Erweiterung seiner Allgemeinbildung und in der Musik. Manchmal erzählte er von den Opfern unter anderem durch das Anmieten eines Klaviers für zehn Goldmark im Monat. Herrn Faust musste er bei auswärtigem Montage-Einsatz am Sonntagvormittag stets über den Arbeitsverlauf der Woche Bericht erstatten.

Der Drang in die Heimat und zu seiner Jugendliebe wird dazu geführt haben, dass er zu dem Orgelbauer Ackermeier in Lage ging und dessen Teilhaber wurde. Während dieser Zeit entstand eine neue Orgel für die Schlosskapelle in Detmold, wofür ihm der Fürst den Leopold-Orden verlieh, sie existiert heute noch unverändert. Auf Dauer war die Zusammenarbeit mit Ackermeier jedoch unbefriedigend, da die Hauptarbeitslast auf den Schultern unseres Vaters lag. Aber welchen Weg einschlagen? Ein abhängiges Arbeitsverhältnis wollte er nicht gern wieder eingehen. Und die Selbständigkeit ohne jegliches Kapital schien ein schier unmögliches Unterfangen. Aber strebsam und risikobereit ist er sein Leben lang gewesen. Und so neigte er der zweiten Version zu.

Das Verhältnis zur Tochter Anna des Tischlermeisters Stratmann hatte sich zwischenzeitlich nicht nur fortgesetzt sondern auch gefestigt, so dass eine Verbindung auf Dauer beschlossene Sache war. Und da ihm das Haus Stratmann schon zu einem zweiten Elternhaus geworden war, suchte er bei Meister Stratmann Rat. Dieser war kein Mann vieler Worte. Wenn er meine, es zu können, möge er es in Gottes Namen wagen, war seine Entgegnung. So wurde der entscheidende Schritt getan; das war im Jahre 1910.

Abb. 2 und 3.: Um das Jahr 1908: Gustav Steinmann und Anna Stratmann

Mein Vater stand im 25. Lebensjahr und bekam den ersten Auftrag von der Evangelischen Kirchengemeinde Greven, Bezirk Münster. Die Orgel wurde in der Werkstatt des Schwiegervaters, der schon leidend war, gebaut.

An dieser Stelle muss der großen Unterstützung der Schwiegereltern in Dankbarkeit gedacht werden ohne welche dieser schwere Anfang gar nicht denkbar gewesen wäre. Es fand außer dem Schwiegersohn auch noch ein Gehilfe in der Familie Aufnahme. Werkstatt, Werkzeuge und Hölzer wurden zur Verfügung gestellt. Kostenloser Lebensunterhalt war selbstverständlich.

Als sich aber auch bald Nachwuchs einstellte, wurde es in dem kleinen Haus zu eng. Daher entschloss man sich zum Erwerb eines Grundstückes im Ort und zum Bau eines Wohn- und Werkstattgebäudes, was mit zusätzlichen Mühen und Kosten verbunden war.

Und nun zu unserer Mutter. Sie war die dritte Tochter im Hause Stratmann, resolut und von guter Gesundheit. So musste sie schon früh die anfallenden Botengänge erledigen und als größeres Mädchen Zubehör wie Beschläge beispielsweise für die Möbel, die der Vater herstellte, in einem Vlothoer Geschäft besorgen. Auch musste sie Lückenbüßerin sein für die ältere Schwester, welche die Tante aus Gelsenkirchen einmal für einige Wochen mitnehmen wollte.

Abb. 4 und 5: Wohnhaus und Werkstatt Stratmann

Schwester Johanne, gesundheitlich schwach und von Natur etwas ängstlich, war verschwunden als die Reise losgehen sollte.

In der Schule war unsere Mutter zwar nicht die erste, aber äußerst gewissenhaft. Sie konnte noch später lange Gedichte auswendig und erzählte mir als Kind vieles aus ihrer Schulzeit.

Einmal die lustige Begebenheit über Friedrich den Großen, der die Kinder, die ihm auf einem Ritt zu Pferde nachliefen, in die Schule beordern wollte. Und dann die jubelnde Entgegnung der Schüler: „Ha, der will König sein und weiß nicht mal, dass mittwochs nachmittags keine Schule ist.“ Überhaupt war ihr Interesse an Geschichte auch später noch vorhanden. Ein anderes Mal erzählte sie von dem häufigen Ausspruch ihres Lehrers, der geäußert hatte: „Wer auf dem ersten Platz sitzt, muss nicht nur etwas können, er muss auch ‚artig’“ sein“, was artig nicht im Sinne von lieb oder brav bedeutet, sondern charakterlich vorbildlich.

Als sie die Schule beendet hatte, wollte der Vater sie zur Lehrerinnen-Ausbildung in die Präparandenanstalt geben. Die Mutter aber sah wohl die Kleiderwünsche ihrer munteren Töchterschar auf sich zukommen und hielt es für sinnvoller, sie den Schneiderinnen-Beruf erlernen zu lassen. So kam sie für drei Jahre zu einer Schneidermeisterin in Vlotho und anschließend in eine Lemgoer Werkstatt zur Fortbildung.

Sonntags ging es nach Hause. Der Weg von vierzehn Kilometer wurde bei jedem Wetter zu Fuß zurückgelegt. In dieser Zeit kam sie auf ihrem Weg auch an dem Haus vorbei, in dem mein Vater Logis bezogen hatte. Und des öfteren rief die Wirtin, wenn sie das junge Mädchen kommen sah: „Gustav, dat Luit iut'n Preuschen kümmt doher (Gustav, das Mädchen aus Preußen kommt).“

Ihre Kenntnisse und Fertigkeiten stellten sich später zwar als sehr nützlich heraus, lagen aber auf anderem Gebiet als sie zur Führung eines Haushaltes notwendig sind. Diese Fähigkeiten in der Hauswirtschaft erwarb sie sich dann in den von Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel.

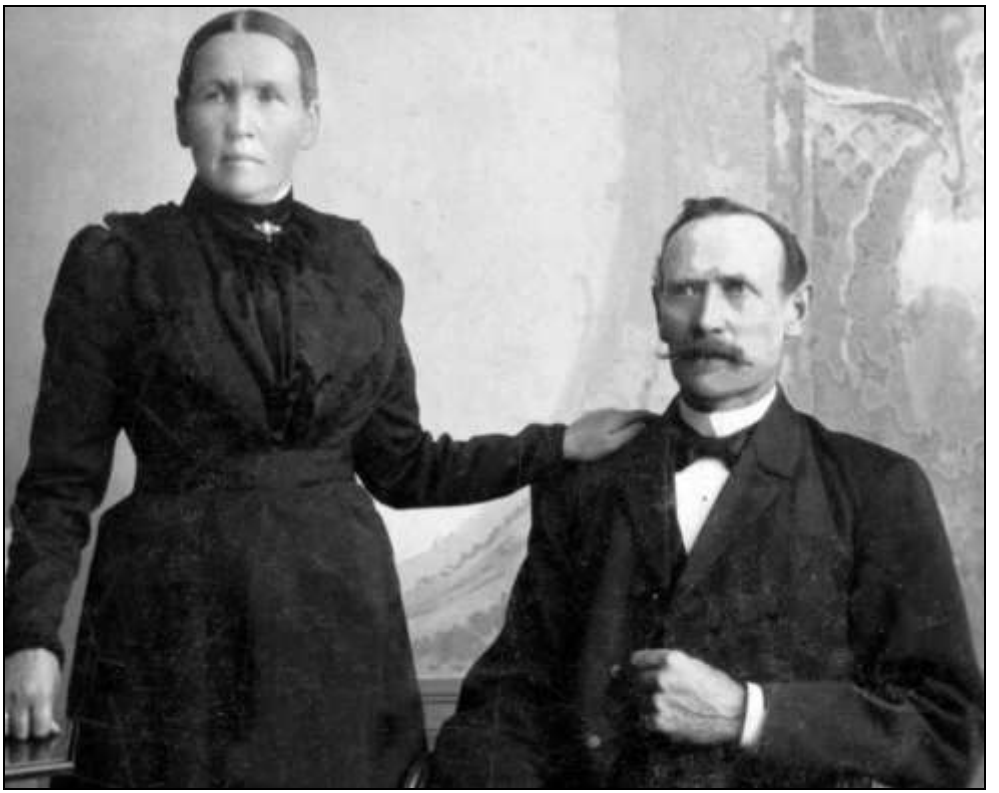

Abb. 6: Die Großeltern Stratmann

Das war die Situation der jungen Eheleute, als sie im Jahre 1911 ihr eigenes Haus bezogen, in dem jeder in seinem Bereich eine Fülle an Pflichten und Verantwortung auf sich nahm.

Das eigene Heim

Zur Finanzierung des Neubaus war wesentliches Kapital nicht vorhanden. Der Bauplatz wurde von dem Bauern Halewat, einem Bruder der Großmutter Stratmann, welcher in erster Ehe ohne Nachkommen blieb und in Bezug auf die Kaufsumme geduldig war, erworben.

Das Bauholz lieferte der Gutsbesitzer Schalk aus dem benachbarten lippischen Dorf Wüsten, bei dem wahrscheinlich zur Restfinanzierung auch um eine Geldanleihe nachgesucht wurde.

Abb. 7: Heinrich Steinmann

Eigenleistungen mussten zu einem ganz wichtigen Bestandteil des Bauvorhabens werden. Unser Vater konnte aber selbst nicht die so notwendige eigene Hilfe im gewünschten Umfang leisten; er musste sich unter Einsatz aller seiner Kräfte dem Aufbau des jungen Werkes widmen.

In dieser schwierigen Lage wurde ihm sein Bruder Heinrich zur größten Stütze. Er sorgte nicht nur für die Beschaffung des Baumaterials, sondern legte selbst tatkräftig Hand an und hat den ersten Baugang, das Ausschachten des Brunnens, zum größten Teil allein bewerkstelligt.

Die so genannten Spanndienste - Transport von Steinen, Sand, Zement und Wasser mit Pferdefuhrwerken - besorgten örtliche Bauern und zwar ohne Entschädigung. Auf Befragen, was man ihnen schuldig sei, habe es immer wieder die Antwort gegeben: „Ihr baut und habt jede Mark dazu nötig."

Da der Sommer 1911 sehr trocken war, gingen die Arbeiten zügig voran, und der Bau war in relativ kurzer Zeit durch den Maurermeister Brinkmeier fertiggestellt. Vorbild für seine Gestaltung war ein Försterhaus in Matorf im Lipperland: Roter Klinkerbau, erstes Stockwerk mit einem Trempel in Fachwerkbauweise. Immer, wenn wir später mit dem Auto dort vorbeikamen, wies unser Vater darauf hin. Das Haus steht noch heute unverändert. Die ursprünglichen Pläne hatte der Vater noch um je einen Meter in der Länge und Breite reduziert, um die Kosten zu verringern. So war ein Mehrzweckbau entstanden, der Wohnhaus und Werkstatt beherbergte, zur Straße hin lag der Wohntrakt.

Abb. 8: Das Haus in Wehrendorf im Jahr 1929 mit dem zur Straße weisenden Wohnbereich

In ganzer Breite schloss sich ein großer, hoher Werkraum daran an. Beides war durch eine Kochküche und die damals in jedem Haus anzutreffende Deele voneinander getrennt.

Von dieser führte eine gewundene Treppe in die obere Etage zu den Schlafräumen, die durch den Trempel nur wenig abgeschrägte Wände aufwiesen. Die bebaute Fläche machte etwa ein Viertel des Areals aus.

Der Rest wurde genutzt zum Anbau von Gemüse, Obst, Kartoffeln und Getreide, den wichtigsten Grundnahrungsmitteln für die schon verhältnismäßig große Familie, denn außer den Eltern mit dem erstgeborenen Sohn gehörten noch Bruder Heinrich und zwei Gesellen zu dem jungen Haushalt.

Wie unsere Mutter - erst zweiundzwanzig Jahre alt - mit den vielen Aufgaben, die damit verbunden waren, fertig geworden ist, bleibt uns heute noch ein Rätsel. Aber sie hat oft gesagt, dass ihr der Schwager Heinrich immer hilfreich zur Seite gestanden habe. Und einen Acht-Stunden-Tag gab es ja damals auch noch nicht!

Abb. 9 und 10: (um 1930)
Das Wohnhaus in Wehrendorf; rechts Hans Heinrich Steinmann (Einschulung 1944), 1978 Übernahme der Orgelbauwerkstatt.

Dies alles ist umso bemerkenswerter, als bereits im August 1912 das zweite Kind, eine Tochter, und im Dezember 1913 ein weiterer Sohn geboren wurden. Großmutter Stratmann kam jedes mal für etwa zwei Wochen zur Pflege von Mutter und Kind ins Haus, übernahm aber auch die übrigen Hausfrauenpflichten und gab zudem ihrer Tochter so manchen guten Rat aus ihrem reichen Schatz an Weisheit und Lebenserfahrung. So entgegnete sie, als unsere Mutter nach überstandener Geburt immer wieder „Gott sei Dank“ gesagt hat: „Kuind, dat Uptoin es äok nich lichte (Kind, das Aufziehen ist auch nicht leicht)“.

Wenn sie die Familie dann wieder verließ, setzte sie aber ihre Fürsorge noch fort und schickte alle Tage ihre jüngste Tochter entweder mit einem fertigen Mittagessen, das damals wochentags vorwiegend aus einem Eintopf bestand oder vorbereitetem Gemüse zur Entlastung der jungen Mutter.

Sonntags nachmittags ging es regelmäßig mit der Familie ins Elternhaus Stratmann, wo Kind und Kindeskind von der Großmutter

liebevoll umsorgt wurden, unser Vater leitete unterdessen die Chorprobe im Jünglings- und Jungfrauen-Verein. Die Mäntelchen, Mützen, Schals und Handschuhe habe sie dann sogleich für jedes Kind gesondert auf ihrem Bett abgelegt, so dass es beim Aufbruch nie ein Suchen gegeben habe. Meine Schwester war oft wochenlang in dieser großmütterlichen Obhut. Aber dann wurde sie zurückgebracht mit der Begründung, das Kind dürfe nicht vergessen, wohin es gehöre.

Inzwischen hatte unsere Mutter auch eine Hilfe bekommen, ein sehr junges Mädchen, das noch nicht in der Lage war, übersichtlich und selbständig zu arbeiten. Aber nun oblag ihr wenigstens nicht mehr jeder Gang und jeder Handgriff. Neben dem Alltäglichen war im Sommer ja der große Garten zu versorgen, dessen Früchte, außer dem laufenden Bedarf, eingeweckt werden mussten. Im Winter standen die Hausschlachtungen zur Versorgung der Familie mit Fleisch- und Wurstwaren auf dem Programm. Dazu kam die Großmutter wieder als zuverlässige Helferin. So verliefen die ersten Jahre, jeder Tag randvoll gefüllt mit Pflichten und Aufgaben und an jeden einzelnen große Anforderungen stellend. Dass das nicht eitel Glück und Freude war, ist menschlich und verständlich.

Die Wirtin in unserem ehemaligen Gasthof „Sonntagskrug“ hatte einmal einen treffenden Ausspruch getan: „Wenn die Flitterwochen vorüber sind, geht es nicht mehr immer Tilititi sondern manchmal auch Talatata.“ Von einem solchen „Talatata“ erzählte meine Mutter viele Jahre später mit nun schmunzelnder Miene folgendes: Für ein Schlachtschwein vom elterlichen Bauernhof wollte der Großvater Steinmann den Gegenwert abholen. Unsere Mutter gab ihm das Geld, das zufällig im Hause war, wusste aber nicht, dass damit andere Verpflichtungen erfüllt werden sollten, vielleicht Begleichen von Materialrechnungen, Zinsen oder dergleichen. Unser Vater, ohnehin leicht erregbar, machte ihr Vorwürfe, die Mutter dagegen fühlte sich völlig im Recht. So war der Streit nicht mehr abzuwenden. Spontan verließ die Gescholtene das Haus, eilte zu ihrer nur einige hundert Meter entfernt wohnende Mutter, die das unter Tränen vorgebrachte

Geschehen ohne ein Wort der Unterbrechung anhörte. Dann versuchte sie zu schlichten und auch die Situation des Schwiegersohns zu verstehen. Es wurde ein langes Gespräch und nachdem sie zusammen eine Tasse Kaffee getrunken hatten, kam ihr kluger Rat: „Niu moss diu wia hendal, soi werd jo nich ollein ferch (Nun musst du wieder nach Hause, die kommen ohne dich nicht zurecht).“

Die Tochter hatte sich das so nicht gedacht, aber was blieb ihr anderes als sich wieder auf den Heimweg zu machen? Zu Hause empfing sie der Ehemann mit einem versöhnten Lächeln und mit den Worten: „Na Mutter, bist du wieder da?“ Er hatte eine Küchenschürze um und stand vor einem großen Berg Geschirr, der abzuwaschen war! Oh, weise Großmutter, es müssten mehr deiner Art geben.

So feilt das Leben an den Menschen, nimmt sie in seinen Zwang zur Wiederherstellung der großen Ordnung, auch wenn es schmerzt. Und solche, die ein hohes Ziel haben, unterwerfen sich diesen Gesetzen.

Der erste Weltkrieg

Durch Fleiß und Beharrlichkeit kam man in diesen ersten Jahren über die Runden. Dann gab es auch in beruflicher Hinsicht Aufwind. Eine größere Orgel für die Evangelische Kirche in Obernbeck war in Auftrag, die Werkstatt wurde zu klein, mehr Arbeitskräfte waren erforderlich. Aber finanzielle Rücklagen waren noch nicht erwirtschaftet. Daher machte sich unser Vater wieder zum Gut Schalk auf den Weg, um nochmals ein Darlehen aufzunehmen. Später war manchmal die Rede davon, wie er damals die alte Mutter des Gutsbesitzers, Strümpfe stopfend, angetroffen hat, vor sich einen großen Sack mit Wollfadenresten und das Fazit daraus „Von nichts kommt nichts.“ Nun wurden ein separates Werkstattgebäude gebaut und Maschinen angeschafft.

Hier muss ich die Geschichte der ersten Bohrmaschine erzählen: Unsere Mutter hatte in ihrer Erwerbstätigkeit einiges Geld gespart. Ihr Wunsch war es, dieses zum Erwerb von Möbeln für eine „gute Stube“ zu verwenden. Sie wurde jedoch in ihrer jungen Ehe und durch die

schnell aufeinander folgenden Geburten in ein solches Arbeitsfeld geworfen, dass dieses Vorhaben völlig in den Hintergrund trat. Nun kamen aber die Maschinen, sie mussten sofort bezahlt werden. Da erinnerte man sich des Sparbuches. Die Eltern berieten sich und unsere Mutter gab schließlich - wenn auch schweren Herzens - ihre Zustimmung, den eisernen Bestand anzugreifen und die Bohrmaschine davon zu kaufen, bei deren Anblick ich immer an das vorstehend Geschilderte denken muss. Mein Vater kam dann seinem Versprechen, die Möbel später zu kaufen, etwa in den Zwanziger Jahren nach. Das wiederum löste den Unwillen der Großmutter Stratmann aus: „Es dat noidig, dat Jiu seone Schapp hätt os Siperndents? (Ist das nötig, dass du einen Schrank hast wie der Superintendent?).“ Superintendent Delius wohnte ja früher im Pfarrhaus gegenüber. Heute hat das Prachtstück einen Ehrenplatz im Haus des Enkels und erinnert uns Ältere an unsere Kinder- und Jugendzeit.

Dann brach der Erste Weltkrieg aus und alles, was so hoffnungsfroh angefangen hatte, kam damit zum Stillstand. Die Männer wurden einberufen, allen voran der tüchtige Bruder Heinrich. Unser Vater blieb zunächst verschont, wurde im Jahre 1916 eingezogen und erhielt eine kurzfristige Grundausbildung in Clausdorf bei Berlin.

Abb. 11: Gustav Steinmann in Klausdorf

Unsere Mutter war nun mit den Kindern allein. Sie beantragte finanzielle Unterstützung beim Amt Vlotho und erzählte später, dass ihr mit drei Kindern monatlich sechzehn Mark zugebilligt worden seien.

Abb. 12 (links): o. J. Die Brüder Steinmann Fritz, Wilhelm, Heinrich als Soldaten (v.l.n.r.)
Abb. 13 (rechts): o. J. rechts außen Heinrich Steinmann

Zum Glück währte dieser Zustand nur kurze Zeit, denn unser Vater wurde wohl wegen seines schon damals festgestellten Herzfehlers sehr bald wieder entlassen. Dann kam die Verordnung zur Ablieferung von Orgelprospektpfeifen aus Zinn zu Kriegszwecken heraus, und diese zu sichten und auszubauen war nun seine traurige und unerfreuliche Aufgabe.

Ich glaube nicht, dass es in dieser Kriegszeit in unserem Hause Hunger und große Entbehrungen gegeben hat, denn zum einen war man weitgehend Selbstversorger, zum anderen hat unser Vater immer sehr fürsorglich hinter seiner Familie gestanden. - Tiefe Traurigkeit löste der Verlust seiner Brüder aus, die jung, stark und schaffensfreudig, dem grausamen Krieg zum Opfer fielen.

Bruder Fritz war Unteroffizier beim Leibgardehusaren-Regiment und ist in Russland gefallen. Bruder Heinrich war Sergeant in einer Flieger-Einheit und stürzte beim Probeflug mit einem Doppeldecker ab. In Altenburg bei Leipzig fand er auf dem Ehrenfriedhof der Gefalle-

nen seine letzte Ruhestätte. Der ältere Bruder Wilhelm kämpfte als Leutnant der Infanterie an der Westfront, wurde bei schweren Gefechten verschüttet, konnte aber befreit werden. Sein früher Tod im Jahre 1921 stand vermutlich mit diesem Geschehen in Verbindung.

Auch ein treuer Mitarbeiter unseres Vaters, Karl Brinker, hat den Krieg nicht überlebt. Sein Name fiel in späteren Jahren noch oft in unserer Familie. Fast jedes Haus musste schmerzliche Opfer bringen. Allein der Hof Steinmann hatte den Tod von sechs jungen Menschen zu beklagen. Drei eigene und drei Söhne der im Nebenhaus wohnenden Familie Kleemeier kamen im und durch den Krieg ums Leben.

Und alle diese Opfer waren vergeblich, nachdem Deutschland 1918 kapitulierte. Das Kaiserreich war aufgelöst, Gebietsverluste waren zu beklagen, Reparationen wurden verhängt und schwere Jahre standen bevor. Das bedeutete, neu beginnen zu müssen, und galt ebenso für unser junges Unternehmen, welches tüchtige und zuverlässige Männer verloren hatte.

Der Nachkömmling

Inzwischen waren die drei Kinder der Familie herangewachsen. Manches Spaßige wurde später von ihnen erzählt, aber auch Gefahren verursachten sie.

So hätten die beiden Älteren das Haus fast einmal in Brand gesteckt und nur der Beherztheit der Erwachsenen, die im Nu eine Wasserkette bildeten, war es zu verdanken, dass das Gebäude nicht ein Raub der Flammen wurde. Die angekohlten Holzständer waren das sichtbare und bleibende Zeichen dieser „Beinahe-Katastrophe“. Unserem Vater muss der Schreck wohl sehr zugesetzt haben, denn er äußerte später einmal, dass sein erster Gedanke, wenn er von auswärts komme, die erleichternde Feststellung sei „das Haus steht noch“.

Ein Glanzstück an Motivation - wenn auch unbewusst - gelang unserer Mutter, als sie jedem der Kinder ein Fleckchen Land als Garten zur Verfügung stellte. Meine Schwester pflanzte und pflegte Blumen,

sie hackte und harkte, ihr Gärtchen war immer in Ordnung. Anders sah das des jüngeren Bruder aus. Er grub die ganze Fläche um, sobald das Kraut kam, so war alles wieder korrekt. Der Ältere aber ließ auch das Unkraut wachsen. Und als es schnittreif war, mähte er es ab, band es in kleine Garben und stellte diese zur Hocke auf, so wie er es auf den Feldern gesehen hatte.

Dann brach ein neues Jahrzehnt an, mit ihm die Notzeiten und in ihrem Gefolge die Inflation. Und eine weitere Überraschung gab es. Unerwartet meldete sich noch mal ein kleiner Erdenbürger an – und das war ich.

In einer Zeit, in der „Familien-Planung“ praktiziert wird, frage ich mich manchmal, wie meine Eltern damals wohl zu dieser neuen Situation gestanden haben, denn die Geschwister waren immerhin schon acht, neun und zehn Jahre alt. Aber die Kinder wurden genommen wie sie kamen, und der Alltag mit seinen Pflichten ließ keine unnützen Überlegungen zu. Und so erblickte ich am 23. August 1921 abends um halb neun Uhr in meinem Elternhaus das Licht der Welt.

Wie ich zu meinem Namen kam, hat mir meine Mutter später erzählt. Sie wollte eigentlich, ich solle Ruth heißen. Dann war aber mein Vater bei Schalk, um die Zinsen zu bezahlen. Bei dieser Gelegenheit stimmte er jedes Mal das Klavier des Hofbesitzers. So auch jetzt. Er zog es von der Wand und dabei kam eine Ansichtskarte zum Vorschein, die mit „Marianne“ unterzeichnet war. Der Name muss ihm gefallen haben, denn er kam mit den Worten nach Hause: „Mutter, jetzt weiß ich, wie unser Kind heißen soll.“

Abgesehen davon, dass dieser Name von manchen Personen in den verschiedensten Variationen ausgesprochen wurde, hatte ich eigentlich nie etwas daran auszusetzen. Ganz anders mein jüngerer Bruder, der ständig mit seinem Namen auf Kriegsfuß stand. Es war früher ja üblich, die Kinder nach den Eltern oder Paten zu nennen. Drei Paten meiner Brüder hießen August und einer Wilhelm. So war sein Name vorprogrammiert, obwohl sich die junge Mutter dagegen wehrte.

„Wie kann man ein so kleines Wesen August nennen?“ fragte sie verständnislos. Aber der Patenonkel in seiner spaßigen Art konterte: „Iuse Kaiser häbt äol oinen Ssuhn, de August-Wilhelm hett, un dat es wall 'ne ansoinlike Famuilje (Unser Kaiser hat auch einen Sohn, der August-Wilhelm heißt und das ist eine ansehnliche Familie).“ Dagegen war nun wirklich nichts einzuwenden.

Der Wunsch unserer Mutter ging dann in der nächsten Generation noch in Erfüllung, als ihr Enkel den Namen Hans-Heinrich erhielt. Mein Bruder aber nahm bei der Übernahme des Betriebes der Firmierung wegen den Namen Gustav an und machte damit gleichzeitig seinem Namensärger ein Ende.

Hier seien die beiden anderen Geschwister erwähnt. Der ältere Bruder hieß Friedrich nach Großvater Stratmann, der nach sieben Töchtern über die Geburt des ersten Enkelsohnes ganz glücklich war. Leider starb er einige Wochen danach im Alter von erst 56 Jahren.

Abb. 14: Die Kinder der Familie Gustav und Anna Steinmann: Magdalene Luise Henriette, Friedrich, Marianne und August-Wilhelm (später als Gustav)

Abb. 15, 16: Marianne Steinmann

Meine Schwester hatte als Paten zwei Großmütter und zwei Urgroßmütter. Sie wurde Magdalene Luise Henriette getauft.

Wie mein Leben im Kleinkindalter verlief und was sich um mich herum abspielte, ist mir selbst nicht erinnerlich. Ich kann nur einiges aus den Überlieferungen der Familienmitglieder wiedergeben.

Wir hatten für einige Zeit eine tüchtige Hausangestellte, Mimi König aus Gelsenkirchen. Ich nannte sie „Mi Tonig“ und muss sie wohl ins Herz geschlossen haben. Ein Ausspruch kursierte lange in unserer Familie „Mimi und Anne gehen patieren mit Münne und Manne (spazieren gehen mit Mütze und Mantel).“

In jenem Jahre hatte unser Vater das Haus an das elektrische Netz anschließen lassen, für die Bewohner sicher ein sensationeller Fortschritt, für mich aber etwas Selbstverständliches, denn in allen Häusern, in denen bei einbrechender Dunkelheit noch die Petroleumlampen angezündet wurden, fragte ich stets: „Ist hier keine Kipp?“ Blumen muss ich geliebt haben, denn ich soll ständig mit Feld- und Wiesenblumen gekommen sein, von denen manchmal nur die Köpfchen in der kleinen Hand sichtbar waren. Und mit ihnen habe ich dann öfter das Mittagsschläfchen gehalten.

Abb. 17: um 1925 - Gustav Steinmann und Frau Anna

Erste Kindheitserinnerungen

In unserem stets von vielen Menschen belebten Haus gab es viel Abwechslung und für ein Kind stets neu zu Entdeckendes. Ich bin ja eigentlich als Einzelkind aufgewachsen, da meine Geschwister um viele Jahre älter waren. Sie gingen alle drei schon in Vlotho zur Schule und hatten ganz andere Interessen. Aus dieser Sicht ist es schon möglich, dass meine Eltern etwas nachsichtiger mit mir waren, wie das immer behauptet wurde. Gelesen habe ich aber, dass die jüngsten Kinder psychisch mehr gefährdet seien als die älteren, vielleicht erfolgte daher seitens der Eltern instinktiv eine mildere Erziehung. Aber auch körperlich war ich im Kindesalter mancherlei Schwächen ausgesetzt und wurde bei den geringsten Anlässen ohnmächtig. Einer solchen Ohnmacht erinnere ich mich deutlich. Für eine ganze Weile muss ich das Bewusstsein verloren haben. Dann hörte ich meinen Va-

ter, der mich auf den Armen durchs Zimmer trug, wie aus weiter Ferne immer nur sagen: „Mein liebes Kind!“

Weil ich nur selten Spielgefährten hatte, waren Puppen und sonstige Spielsachen eigentlich nicht sehr bedeutsam für mich. Es waren mehr die Arbeiten der Erwachsenen, an denen ich mich orientierte.

So gab ich der Mutter beim Aufhängen der Wäsche die Klammern an, hackte zusammen mit der Hausgehilfin die Früchte des Gartens oder war meines Vaters kleine Assistentin, wenn Erbsen und Bohnen mit Hölzern zum Ranken versehen oder Kartoffeln aufgegraben wurden. Auch beim Obstpflücken ging ich ihm zur Hand und kletterte oftmals die lange Leiter hinauf, wenn hier und da noch einzelne, besonders schöne Früchte lockten. Das Schweben zwischen Himmel und Erde war dann manchmal beängstigend, aber mein Vater gab mir stets ein Gefühl des Vertrauens und damit der Sicherheit. „Es kann gar nichts passieren, du kannst ganz unbesorgt sein.“

Abb. 18: 1929 - Sonntagmorgen im Bickbeerenholz: (oben) Otto Beyer, Louis Moritz Beyer - (unten) Gustav Steinmann, Marianne St., August St., Magdalene St., Martha Obernolte (Dienstmädchen)

Die Versorgung des großen Haushaltes nahm breiten Raum ein. Haupt-Wintergemüse waren Bohnen. Sie wurden in Weckgläsern eingekocht oder als Schnippelbohnen in große Steintöpfe eingestampft. Zu Mus gekochte Pflaumen ergaben köstlichen Brotaufstrich. Äpfel, Birnen und Zwetschgen wurden im Koch- oder auch im Backofen zu Dörrobst verarbeitet. Etwa hundert Gläser im Keller zeugten im Herbst von viel Arbeit und fleißigen Händen. Ab und zu beteiligte sich Vater mit Freude am Einholen der Früchte. Da kam dann das Bauernblut durch, und er ließ sich durch nichts stören. Ein oft zitiertes Wort von ihm war: „Der Bauer ist ein König in seinem Reich."

So hatte jeder Tag seine Besonderheiten, Langeweile gab es nie. Sicherlich wird es auch bei mir Kümmernisse gegeben haben, aber es ist wohl ein Geschenk der Natur, dass man solche leicht vergisst.

Nicht vergessen habe ich das abendliche Zubettgehen. Es war fast wie eine Strafe, wenn die Familie unten in den Wohnräumen beisammen saß und ich den geselligen Kreis verlassen musste, weil ich in die obere Etage mit den Schlafzimmern gebracht wurde. Manchmal, wenn der Vater mein bekümmertes Gesicht sah, opferte er sich und ging mit mir zu Bett. Das war natürlich herrlich. Dann erzählte er mir Geschichten oder deklamierte Gedichte aus seiner Schulzeit. Diese immer wieder zu hören wurde ich nicht müde und habe sie noch heute im Gedächtnis. „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt" oder „Der Lotse: Seht ihr die Brigg dort auf den Wellen" oder „Das Mädchen mit den Schwefelhölzchen". Alsbald schlossen sich die Augen und der Schlaf entführte das Kind in das Land der Träume.

Nur an einem Abend ging ich unaufgefordert und sogar früher als sonst in mein Bett. Das war am Nikolaustag. Vor dieser gruseligen Gestalt fürchtete ich mich sehr. Noch heute erscheint mir dieser Brauch für empfindsame Kinder höchst ungeeignet und als Erziehungsmethode zumindest recht fragwürdig. Am Nikolaustag durfte ich auch meinen Schuh vors Fenster stellen und fand am Morgen süße Überraschungen darin vor. Als ich größer wurde und mir schon Zweifel an der Existenz des solcherart Schenkenden kamen, beschloss ich,

der Sache auf den Grund zu gehen. Heimlich stellte ich meinen Schuh vor ein anderes Fenster, eilte am anderen Morgen an den Ort des Geschehens und – ach, ein schöner Kinderglaube war zerronnen.

Die Vorgärten

Vor unserem früheren Werkstattgebäude befand sich ein Beerengarten. Darin standen zur Straße hin Stachelbeeren, zum Nachbarn Schürmann Himbeeren, an der Seite zum Wohnhaus ein Kirschbaum und ein Apfelbaum der Sorte „Jakob Lebel“, am Eingang Küchenkräuter und Blumen. Im großen mittleren Karree hatte unsere Mutter in den ersten Jahren ihre Gemüsebeete, später wuchsen hier Erdbeeren. Dieses Viereck wurde von einem Weg umrahmt, der zu beiden Seiten mit Buchsbaum eingefasst war.

Der Pfirsichbaum vor der Werkstatt trug über lange Jahre keine Früchte. Er war auch nicht von besonderer Gestalt, da sein Lebensraum vor dem Mauerwerk beengt war und er bei Behinderung anderer Pflanzen oftmals beschnitten wurde. Aber in seinem rosa Blütenkleid sah er im Frühling immer wieder bezaubernd aus. Und in seinen letzten Lebensjahren spendete er noch die schönsten Früchte. Ihr Aussehen war von pastellfarbenem Gelb, nur angedeutet und mit einem Hauch Rosa, in weichen Flaum gehüllt. Die Erinnerung an das saftige Fruchtfleisch lässt mir noch heute das Wasser im Mund zusammenlaufen. Auch liegt mir das überaus feine Aroma noch in der Nase, welches das ganze Zimmer erfüllte, wenn das Obst den schwarzen Keramikteller zierte.

Das Gärtchen war nicht immer in gepflegtem Zustand, das war bei der vielen Arbeit auch gar nicht möglich. Aber zu Festtagen bot es stets einen wunderschönen Anblick, wenn die Wege vom Unkraut befreit und frisch geharkt waren. Der Buchsbaum wurde dann geschnitten und war er zu groß geworden, verlegte ihn meine Mutter neu, wobei ich ihr zuschaute oder auch half. Das machte viel Mühe, denn die Pflanzen hatten lange Wurzeln, die beim Neuverlegen tief in den Boden versenkt werden mussten.

Abb. 19: Sommer 1959 - Mutter und Schwiegertochter Annemarie

Abb. 20: o. J. Sonntagsidylle mit Tante Johanne und Tante Else Thake

Vornehmlich zum Osterfest erstrahlte alles in neuem Glanz, denn hier war das Terrain, wo der Osterhase seine Eier versteckte. Am Tag zuvor bereitete ich ihm schon Nester aus Holzwolle, schön gerundet und darin als Lockmittel oder zur Belohnung das Gras mit der braunen Dolde, Hasenbrot genannt.

Meistens aber verschmähte er diese Nester und verbarg seine bunten Produkte lieber im Buchsbaum, in Maueröffnungen oder zwischen Zweigen. Auch später, als der Traum vom Osterhasen längst ausgeträumt war, suchten wir in diesem Gärtchen unsere Ostereier, jetzt aber als Pappeier, die in ihrem Innern eine Überraschung bereithielten, Seidenstrümpfe etwa oder Seife oder Parfum. Hierin war unsere Mutter stets einfallsreich.

Am Törchen des Gartens rechter Hand stand vor der Werkstattmauer eine kleine Bank. Sie diente den wenigen Ruhepausen, war aber im Sommer auch der Platz zum Kartoffelschälen, Gemüse putzen, Obst entsteinen und für vieles mehr. Hier gab es auch Gespräche und später, ich war schon ein junges Mädchen, erzählte mir meine Mutter an dieser Stelle von der Notwendigkeit und den Plänen unseres Vaters zum Bau des Werkstattgebäudes, vor dessen Mauer wir saßen. Ich werde noch auf den Inhalt zurückkommen.

Das Wohnhaus hatte ebenfalls einen kleinen Vorgarten. Hierin gab es außer einer kleinen Rasenfläche mit Rosenbeet und Silbertanne auf den Seitenrabatten die verschiedensten Ziersträucher: Weigelien, Jasmin, Forsythien und Hortensien.

Auch ein Kirschbaum, ein Birnbaum und zwei Boskop-Apfelbäume lebten hier einträchtig nebeneinander und trugen mal mehr, mal weniger Früchte. Das Schönste an ihnen aber war ihr schützendes Blätterdach, das herrlichen Schatten spendete und an heißen Tagen zum Verweilen und zum Niedersitzen auf der weißen Gartenbank einlud.

So wurde sonntags denn auch hin und wieder hier Kaffee getrunken. Nur selten kam auf der nahe gelegenen Straße ein Fahrzeug vorbei und meistens waren es Pferdegespanne.

Abb. 21 u. **Abb. 22:** o. J. Marianne Steinmann mit Mutter Anna Steinmann

Das linke dieser beiden Fotos hat unser Kaufmannsgehilfe, Herr Ostermann, aufgenommen. Während ich sie betrachte, denke ich darüber nach, wie stark die Seele eines Kindes geprägt wird von dem Elternhaus, in dem es aufwächst.

Advent und Weihnachten

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehören Advents- und Weihnachtszeit. Zum Ersten Advent holten wir aus dem Wald - meist aus Steinmanns Busch - eine kleine Fichte, die als Adventsbäumchen, auf einen Holzfuß gestellt, nur vier weiße Kerzen erhielt. Am Abend wurde das erste Licht angezündet, und in dieser trauten Atmosphäre sangen wir aus einem Faltblättchen die bekannten Advents- und Weihnachtslieder, manchmal auch zweistimmig oder mit Oberstimme, unsere treue Hausgehilfin, meine Schwester und ich.

Zu dieser Zeit wurden im Haus schon die festlichen Vorbereitungen getroffen. Dazu gehörte das Putzen von Silberbesteck und Messing-Zierrat. Und deutlich steht mir der schöne Notenständer mit seinen

runden Messingstäbchen vor Augen, der die größte Mühe machte, nach getaner Arbeit aber wie ein Prunkstück glänzte. -

Im Keller hatten wir einen Steinbackofen, in dem alle vierzehn Tage Brot gebacken wurde. Das war zwar jedes Mal ein harter Arbeitstag, aber für unseren großen Familientisch (meistens etwa zehn Personen) wirtschaftlicher als der Einkauf beim Bäcker. Im Advent wurden hier auch Weihnachtsplätzchen auf großen schwarzen Kuchenblechen abgebacken. Dann duftete es durchs ganze Haus. Die zu Hasen, Vögeln, Herzen und Sternen geformten Backwaren schichtete unsere Mutter in großen Blechdosen sorgfältig aufeinander. Ihr Aufbewahrungsort war der Kleiderschrank im Elternschlafzimmer. Sicher aus gutem Grund gewählt, denn sonst hätten die zweibeinigen Mäuse, wie die Nascher bei uns genannt wurden, schon vor dem Fest alles verzehrt.

Die Adventszeit war auch in geschäftlicher Hinsicht besonders arbeitsreich. So war unser Vater oft nicht daheim und es geschah auch, dass er erst am Tage des Heiligen Abend von einem auswärtigen Arbeitseinsatz zurückkam. Hatte er dann aber beruflich seine Aufgaben erfüllt, konnte er auch völlig abschalten. Und eines solchen Heiligabends erinnere ich mich ebenfalls sehr genau.

Meine Mutter richtete in der Weihnachtsstube (gute Stube, als Esszimmer ausgestattet) den Gabentisch her, was sehr sorgfältig geschah und entsprechende Zeit in Anspruch nahm. Ich, als jüngstes Glied der Familie war natürlich voller Erwartung und in größter Spannung. Was würde das Christkind bringen? Um die Wartezeit zu überbrücken, sang mein Vater mit mir aus dem schon erwähnten Faltblatt die schönen alten Advents- und Weihnachtslieder. Ich war recht ungeduldig, und die Zeit erschien mir wie eine Ewigkeit. Dann sagte mein Vater: „Nun will ich mal nachsehen, wie weit das Christkind ist.“ Er kam zurück mit dem Bescheid „Es dauert noch etwas, am besten singen wir noch mal.“

Endlich erklang auf dem Flur ein Glockengeläut als Auftakt zur Bescherung. Alle versammelten sich in dem kleinen Wohnraum, dessen Verbindungstür zur Weihnachtsstube geöffnet war.

In der Ecke stand der strahlende Weihnachtsbaum, geschmückt mit Silberkugeln, Lametta und roten Kerzen. Der Gabentisch, nach beiden Seiten ausgezogen, war mit einem selbstgewebten Leinentuch bedeckt und der Länge nach mit roten Sternenleuchtern aus Holz und weißen Kerzen geschmückt. Alle Familienmitglieder und die zum Haushalt gehörenden Personen hatten darauf einen Platz mit den Weihnachtsgeschenken und einem bunten Teller.

Zunächst wurde aber musiziert. Im Vorzimmer stand das Klavier und mein Vater oder einer der Brüder begleitete die singende Familie. Erst danach durfte der festliche Raum betreten werden. Jeder suchte nun seinen Platz und gab seiner Freude über die vorgefundenen Gaben Ausdruck. Es wurde spät am Heiligen Abend, dennoch ging es am nächsten Morgen um sechs Uhr durch die kalte, verschneite Winterlandschaft zur Christmette in die Valdorfer Kirche.

In jedem Jahr an Weihnachten kommen mir diese Erinnerungen ins Gedächtnis und dankbar gedenke ich dann der Eltern, die uns das hohe Fest der Christenheit mit so viel Freude und Liebe nahegebracht haben.

Meine Schulzeit in Wehrendorf von Ostern 1928 bis Ostern 1932

Sie nannte sich Evangelische Volksschule und lag am Fuß des Eiberges, rechter Hand an der heutigen Wehrendorfer Straße. Auf der linken Seite befand sich der Hof Ortmeier, dessen Besitzer neben der Landwirtschaft noch eine große Schafherde sein eigen nannte. Diese wurde von Schäfer Wintermeier, einem alten Junggesellen, gehütet, betreut und versorgt. Im Dorf hieß er allgemein „Burn Scheiber“ und das Bild war allen vertraut, wenn er mit den Schafen, seinem Stock und dem wachsamen Hund von Wiese zu Wiese, von Weide zu Brachland oder abzugrasenden Grünflächen zog. Waren die Wege zu weit, um abends den heimischen Schafstall anzusteuern, übernachtete er bei der Herde in einem Schäferhäuschen, das ein Spitzdach hatte und auf Rädern leicht zu einem anderen Standort gebracht werden konnte.

Wir Kinder bestaunten diese geheimnisvolle Unterkunft wie ein Relikt aus einer anderen Welt, wenn wir einen scheuen Blick durch die offenstehende Tür auf das rotkarierte Bettzeug warfen. Auf dem Hof Ortmeier gab es neben dem üblichen Vieh Sommertags auch eine große Anzahl von Gänsen, die für uns ABC-Schützen geradezu ein Alptraum waren, wenn uns der stattliche Gänserich, sich seiner Verantwortung verpflichtet fühlend, mit lang vorgestrecktem Hals fauchend wütend entgegenlief.

Unsere Dorfschule existierte als Nebenschule wegen der weit verzweigten Ortschaften bereits seit dem Jahre 1759, von den Dorfbewohnern damals selbst finanziert. Nach verschiedenen An- und Umbauten entstand im Jahre 1883 ein neuer, langgestreckter roter Backsteinbau mit zwei großen Klassenzimmern. In der Mitte über der Eingangstür erhob sich ein giebelförmiges Dach. Hier befand sich die Pausenglocke – vermutlich die alte Gutsglocke von Gut Beerenkämpen – mit einem Seil daran zur Bedienung.

Am Eingang zum Schulhof, auf dem große Kastanienbäume standen, war eine mit Sand gefüllte Springgrube und einem Turnreck darüber aufgelegt, eine mehr als dürftige Vorrichtung für Leibeserziehung. Wir kleineren Schüler gingen zu diesem Zweck aber auf den Eiberg, eine kahle Egge, auf der nur Wacholderbüsche standen. Auf ihrem höchsten Punkt war im Jahre 1913 zur Erinnerung an die 100-jährige Wiederkehr der Völkerschlacht bei Leipzig und somit an das Ende der Franzosenherrschaft ein Findling mit eingemeißelten Jahreszahlen aufgestellt worden, daneben eine Eiche, die aber auf diesem mageren Boden immer von kümmerlichem Wuchs blieb.

Im Schuleingang gegenüber lag das Lehrerhaus, ein alter Fachwerkbau. Der Anbau an diesem Gebäude beherbergte eine dritte Schulklasse, die als „Hühnerstall“ bezeichnet wurde. Wahrscheinlich hatte der Lehrer in früherer Zeit hier sein Federvieh untergebracht.

Jedes Klassenzimmer war mit langen Tisch- und Bankkombinationen ausgestattet, unbequem und von grobem Holz. Vier bis sechs Kinder saßen jeweils in einer solchen Bank.

Abb. 23: Ostern 1928 - ABC-Schützen vor der Wehrendorfer Schule mit Lehrer Becker (Marianne St. hintere Reihe , 3. v. l.)

Ein großer Kanonenofen aus Eisen sorgte in der kalten Jahreszeit für die notwendige Wärme. Wer in der Nähe dieses Ofens saß, bekam die Hitze aus erster Hand, den weitab Sitzenden war es oft kalt. Tafel und Lehrerpult rundeten die Einrichtung ab.

Als ich Ostern 1928 eingeschult wurde, kam ich aus meinem Elternhaus, meiner kleinen Welt der Geborgenheit, in diese unbekannte Umgebung und mit fremden Menschen, den Lehrern sowie Schülern aller Altersgruppen in Berührung, wohl die erste einschneidende Phase im Leben eines Kindes. Einen entsprechend ängstlichen Eindruck werden wir I-Männchen wohl gemacht haben, denn es kam eine größere Schülerin auf uns zu, sprach uns freundlich lächelnd an und spielte dann mit uns Reigen. Später ist sie die Frau unseres Dorfschmiedes geworden, und vor einiger Zeit habe ich ihr diese, meine erste Erinnerung an sie, erzählt.

Zum Schulbeginn mussten auch die nötigen Utensilien angeschafft werden. Ich hatte in meinem Tornister einen schwarz lackierten Griffelkasten mit bunten Bildern darauf und eine Schiefertafel, an der neben einem Schwamm noch ein gehäkelter weißer Tafellappen mit farbiger Umrandung lustig baumelte. Letzterer wurde an jedem Sonnabend ausgewechselt. Auch der Holzrahmen der Tafel wurde dann mit Bürste und Seife gesäubert.

In den ersten Schultagen gab es gleich eine Hausaufgabe. Wir mussten Ostereier auf unsere Tafel malen. Dann wurde diese Übung ausgeweitet und es entstanden einfache Osterhasen. Auch an die Fibel kann ich mich erinnern. Sie enthielt zunächst die einzelnen Buchstaben mit entsprechenden Wörtern und Bild-Symbolen. Wir erlernten damals die deutsche Sütterlin-Schreibschrift.

Die Pausenglocke wurde von einem Schüler der oberen Klassen bedient. Erklang sie, stellten wir uns zu zweit auf und gingen so geordnet in unsere Klasse. Der Unterricht begann mit dem geistlichen Lied „Jesu geh voran auf der Lebensbahn“ und endete mit dem Gesang „Unsern Ausgang segne Gott.“ Übrigens wurden die ersten beiden Jahrgänge im wöchentlichen Wechsel vor- oder nachmittags unterrichtet. An den Schulunterricht selbst kann ich mich kaum noch erinnern. Ich weiß aber noch, dass uns die Drehung der Erde, ihre Umkreisung um die Sonne und die Stellung des Mondes zu beiden bildlich durch drei Schüler verdeutlicht wurde. Und etwas Schlimmes und Entwürdigendes habe ich nie vergessen: die körperliche Züchtigung der Jungen bei dem geringsten Anlass durch Stockschläge. Deutlich stehen mir diese traurigen Bilder vor Augen, wenn die so Gestraften weinend und gedemütigt ihre Plätze aufsuchten. Auch das für längere Zeit „In-der-Ecke-Stehen“, mit dem Gesicht zur Wand, wurde als Erziehungsmaßnahme oft angewandt.

Als negatives Beispiel für eine gute Erzieherin hat sich mir die autoritäre Handarbeitslehrerin eingeprägt. Das falsche Anfassen der Häkelnadel veranlasste sie, mir einen solchen Klapps auf die Hand zu verabreichen, dass die Nadel zu Boden fiel.

Abb. 24: um 1930 - Kornkaffee-Werbung auf dem Lande, (M. Steinmann Reihe hinten 2. v. r.)

Seitdem graute es mir vor der Handarbeitsstunde. Wenn dieses Fach auf dem Stundenplan stand, schickte ich auf meinem Schulweg stets ein Stoßgebet zum Himmel, denn zu Hause erzählt wurde von solchen Kümmernissen nichts.

Im Winter war der halbstündige Heimweg von der Schule kein Vergnügen. Lange Hosen trugen die Kinder damals noch nicht, und die Jungen machten sich einen Spaß daraus, uns in die tiefen, unter Schnee versteckten Straßengräben zu schubsen. Wir kamen auch an einer Sägemühle vorbei, auf deren Gelände dicke, geschälte Baumstämme lagen, die auf ihren Einschnitt warteten. Ihre Oberfläche war im Winter oft mit Eis überzogen. Dann sausten wir auf der spiegelblanken Rundung mit dem größten Vergnügen entlang und entwickelten darin geradezu meisterhaftes Geschick.

Eine kuriose Begebenheit ist wohl noch des Erzählens wert: Auf meinem Schulweg kam ich an einem kleinen Bauerngehöft vorbei, dessen Äcker vor unserem Haus lagen. Und wenn unsere Hühner einmal auf dort nach Nahrung suchten, gab es stets ein lautes Gezeter. Vornehmlich die Bäuerin entwickelte dann eine wahre Schimpfkampagne. Sie war ohnehin nicht ansehnlich und nun stufte ich sie in meiner kindlichen Phantasie in die Kategorie der bösen Menschen ein.

Später sah ich das mit anderen Augen und tat der Frau insgeheim Abbitte, musste doch diese kleine Landwirtschaft auch eine Familie ernähren. Diese Frau nun schenkte mir einmal eine schöne reife Birne. Als ich sie in der Hand hielt, kam ich in Zwiespalt. Wie sollte ich eine solch freundliche Geste mit diesem Menschen in Einklang bringen. Sollte die Birne etwa wie im Schneewittchen-Märchen vergiftet sein? Ich kämpfte mit mir, doch schließlich habe ich die Frucht weggeworfen.

Ostern 1928 traf unsere Familie ein schwerer Schicksalsschlag, als unser älterer Bruder im einundzwanzigsten Lebensjahr auf tragische Weise ums Leben kam. Meine Eltern waren wie gebrochen und nur die unerbittliche Pflicht in Familie und Beruf half ihnen, ihr Schicksal zu tragen und sich in das Unabänderliche zu fügen. Ich war zehn Jahre alt und habe die tiefe Trauer bis ins Innerste miterlebt. So kam es, dass ich, mit einer Woche Verspätung aus meiner Dorfschule in die Sexta der Höheren Stadtschule Vlotho wechselte, nachdem Beginn des neuen Schuljahres.

Abb. 25: Bruder Friedrich Steinmann † 1928

Abb. 26: Marianne Steinmann, etwa zehnjährig

Aus dem Geschäftsleben

Die vorangegangenen Berichte beleuchteten mehr oder weniger den privaten Bereich unseres Hauses. Abhängig war dieser Wirkungskreis aber von einem funktionierenden Ablauf im Geschäftsbereich. Dazu mussten ständig neue Verbindungen geknüpft werden. Fachliche Beratung und Ausarbeitung von Angeboten waren Grundlage für Bewerbung und eventuelle Aufträge. Die Inflation führte wieder zu einer neuen Situation. Vermehrte Aufgaben machten eine abermalige Vergrößerung der Werkstatt und die Einstellung weiterer Mitarbeiter erforderlich.

Dann wurde der uferlosen Geldentwertung ein Ende gemacht und die Rentenmark als neue Währung eingeführt. Das Geld war wieder knapp, die Aufträge gingen entsprechen zurück.

Abb. 27: Die Orgelbauwerkstatt wird erweitert

Nun versuchte der Vater, durch Verbindungen mit den benachbarten Niederlanden neue Absatzgebiete zu schaffen. In jenen Jahren begannen wir mit der Harmonium-Herstellung. Sie wurden vielfach in die holländischen Kolonien exportiert. Auch die Hermannsbürger und die Rheinische Missionsgesellschaft waren Abnehmer dieser Instrumente für ihre Missionsgebiete. Noch vorliegende Briefe des Missionars Brinkschmidt, Sumatra, geben Zeugnis von einem herzlichen persönlichen Verhältnis.

Die Eigenart des Berufes brachte es mit sich, dass der Vater viel auswärts war. Das Reisen mit der Bahn war zeitraubend, zudem umständlich, da wir abseits von der Eisenbahnlinie lagen. Daher wurde bereits Anfang der zwanziger Jahre die Anschaffung eines Motorrades beschlossen. Aber Wind und Wetter ausgesetzt zu sein – der Winter musste ohnehin ausgeklammert werden – war auf Dauer ein untragbarer Zustand. Und da unser Vater fortschrittlich war, startete er ein für damalige Zeit ungeheures Unternehmen.

Ein Automobil des Typs „Hansa“ hielt in unserem Hause seinen Einzug, das erste in unserem Ort, und das war eine kleine Sensation. Zu einem Auto gehört ein Fahrer, und so kam ein Chauffeur namens Kargesmeier aus Oeynhausen-Rehme zu uns, der auch am großen Familientisch mit versorgt wurde.

Die Geschichte der Automobile unseres Hauses wäre es wert, besonders aufgezeichnet zu werden. Wie viele Kuriositäten würde sie zu Tage fördern! Große, kleine, mittlere Typen mit ihren mannigfaltigen Schwächen und Tücken bereiteten immer neue unangenehme Situationen. Die meisten Fahrzeuge sprangen schlecht an und mussten angeschoben werden.

Nur gut, dass stets genug Menschen verfügbar waren. Im Winter wurden für längere Fahrten mit heißem Wasser gefüllte Metallwärmeflaschen mitgenommen. Noch heute liefert so manches Erlebnis aus jener Zeit den köstlichsten Gesprächsstoff. Aber wie viel Ärger, Aufregungen und Kosten waren damals damit verbunden.

Abb. 28: um 1930 - 1. Kapitel (Hansa) in der Geschichte der Steinmann-Automobile - Im Vordergrund die Steinmannkinder, Marianne sitzt auf dem Kotflügel.

Durch die Geschäftsverbindung mit Vierdag, Enschede, kamen wir auch mit der Familie in näheren Kontakt. Der Vater war oft in Holland, die Vierdags in unserem Hause. Als Gedankengut „importiert" wurde damals ein schlichter Lehnstuhl in einfacher Holzkonstruktion, gepolstert und mit verstellbarer Rückenlehne. In unserer Werkstatt diverse Male nachgearbeitet, hieß er nur der „Holländer", er soll aber ursprünglich ein Produkt aus den Kolonien gewesen sein.

In Holland lernten wir auch den dort traditionellen schwarzen Tee, nach landesüblicher Weise zubereitet, schätzen. Wie manchmal wurden Vertreter der Kirchengemeinden zum Imbiss eingeladen und Brote mit Mettwurst und westfälischem Schinken zum Tee gereicht. Solche überraschenden Besuche kamen häufig vor und die gastliche Bewirtung war selbstverständlich, obgleich sie oftmals zu einer un-

liebsamen Unterbrechung des häuslichen Arbeitsplanes führten. Der Kunde war eben auch hier König.

Nicht nur Kunden zählten zu den ständigen Besuchern. Unser Vater brauchte Menschen, die für die Gestaltung der Orgelwerke richtungweisend und unentbehrlich waren. Da sind Fachleute wie Dr. Hugo Leichsenring aus Hamburg, Dr. Walter Supper, Esslingen, und Dr. Carl Elis, Göttingen, zu nennen. Sie beeinflussten unseren Orgelbau mitberatend und fruchtbar und waren auch privat unsere Gäste.

Ob der Gedankenaustausch mit diesen Menschen oder die eigenen Erfahrungen dazu geführt haben, das Augenmerk intensiv in Richtung „mechanische Schleiflade“ zu lenken, mag dahingestellt sein. Jedenfalls hat unser Vater um 1930 in Berlin eine alte Truhenorgel dieser Bauart zum Preis von zweihundert Reichsmark erstanden; sie diente als Vorbild für unsere danach entwickelten Positive und Kleinorgeln.

Die Mitarbeiter aber standen zunächst kopfschüttelnd vor dieser Neuerwerbung. In welchem Verhältnis stand dieses Instrument zu dem relativ hohen Gegenwert? Später war das Rätsel gelöst.

Abb. 32: 1928 - Die Orgelbauwerkstatt

Das Schlachtfest

Alle Feste des Jahres brachten neben vermehrten Arbeiten in der Vorbereitung auch Sitten und Gebräuche mit sich, die sich einem Kind besonders stark einprägen. Zumeist gehörten sie als Ritual dazu, so zum Beispiel am Sonntag vor Ostern das Palmenlöschen. Mit Weidenkätzchen schlichen wir uns möglichst unbemerkt in die Nachbarhäuser. Und wo irgendein Hausbewohner erspäht wurde, riefen wir ihm zu: „Eck löske de Palmen teo Äostern muin Oi“ (Ich lösche die Palmen zu Ostern mein Ei), wobei das Weidenkätzchen ins Zimmer geworfen und das Haus in Windeseile verlassen wurde. Denn der Brauch sah vor, dass der ungebetene Gast mit einer Kelle Wasser besprengt werden durfte. Gelang das, bekam, wer so bedacht wurde, am Ostertag das Ei nicht. Wir hatten Anfang der dreißiger Jahre einen Lehrling aus dem Ruhrgebiet, dem diese Sitte unbekannt war und der auch sogleich sein Glück versuchte. Ganz kleinlaut kam er als „begossener Pudel“ zurück. Als ihm der Ablauf dann aber genau erklärt worden war, zog er erneut los und sammelte auf diese Weise ein großes Nest mit Ostereiern, die er an den folgenden Tagen zum Frühstück verzehrte. An den Feiertagen selbst gab es aber auch in unserem Hause reichlich bunte Eier. Das Körbchen, in dem ich sie sammelte, existiert noch heute.

Zum Pfingstfest gehörte nach alter Tradition das sogenannte Pfingstmai = Birkenzweige. Flur und Wohnräume wurden damit geschmückt, selbst das Treppengeländer erhielt das zarte Grün aus der Natur. Vor der Haustür aber stand ein mehr oder weniger großer Birkenbaum, der schon den Eintretenden grüßte. In der Rückerinnerung sehe ich das alles noch heute vor mir und höre meinen Vater dann deklamieren: „Schmückt das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars“ (Psalm 118, 27). Der Kirchgang gehörte als Selbstverständlichkeit dazu.

Wenn hier von den Festen des Jahres die Rede ist, handelt es sich dabei in erster Linie um die christlichen Feste. Neben allem Zeremoniell schwang da aber stets der tiefere Sinn in geheimnisvoller Weise mit.

Es war da eine Ehrfurcht vor den großen Geschehnissen, die die Grundlage des christlichen Glaubens sind. Es gab aber auch noch die anderen „weltlichen“ Feste. Zu ihnen gehörte im Winter das Schlachtfest. Drei oder gar vier Schweine wurden in der kalten Jahreszeit geschlachtet, und unser Vater machte sich nach Möglichkeit am Wurstetag für einige Stunden von seinen geschäftlichen Verpflichtungen frei. Unser Hausschlachter hieß Hermann Schröder, ein Original und den Eltern von Kind auf bekannt. Er war auch im Posaunenchor und blies im Sommer an Sonntagen oft in aller Frühe im Solterberg auf seinem Horn. Unvergesslich diese klaren sauberen Klänge in der stillen, erwachenden Natur. Unwillkürlich kommt mir der Gesang in den Sinn „Das ist der Tag des Herrn“.

Es waren viele Erinnerungen, die die mühsame Arbeit begleiteten und mancher Spaß löst ein herrliches Lachen aus. Meine Mutter hatte aus altem Leinen für unseren Vater eine weiße Schlachterschürze genäht, die Hermann Schröders Begeisterung hervorrief. Bei dem Stopfen der gewöhnlichen Wurstarten ging es hoch her. Manchmal durfte ich (später musste ich es) die Wurstemühle drehen, wobei ich mir große Mühe gab, um den Schlachtermeister zufrieden zu stellen. Und mit Lob sparte er dann auch nicht. Beim Abschmecken der Blutwurst bestrich er sich, nachdem die Probe des aus Fleisch, Speckwürfeln, Blut und Gewürzen bestehenden Gemisches seine Zufriedenheit hervorgerufen hatte, die Lippen mit diesem Gemenge, worauf wir voller Abscheu die Flucht ergriffen. Dann schmunzelte er in sich hinein. Soviel Turbulenz hierbei auch vorherrschte, genau das Gegenteil war bei der Herstellung der Mettwurst der Fall.

Diese Dauerwurst war Hermann Schröders Spezialität. Das Mischen und Kneten – übrigens eine große körperliche Anstrengung – sowie das Stopfen selbst verliefen wortlos und konzentriert. Zuletzt wurde die Blase des Schlachttieres mit Mett gestopft. War sie prall gefüllt und zugebunden, sagte er: „So, die Prunkwurst ist fertig, sie muss ein Jahr hängen“ und legte sie mit größter Sorgfalt in einen mit Stroh versehenen Korb. Auch das Aufhängen dieser Würste besorgte er selbst.

Abb. 30: Schlachtfest in Wehrendorf, mit Hausschlachter Hemann Schröder

Und in der Tat, die Familie ist sich bis heute einig darin, wir haben später nie wieder eine so delikate Mettwurst gegessen wie die von Schlachter Schröder.

Eine Menge Bohnenkaffee und manches klare Schnäpschen waren bei dem vielen Fleisch willkommene Regulatoren. Einmal – es war kurz vor Weihnachten – erhielt Hermann Schröder beim Abschied eine große Tasse als Geschenk, die die Aufschrift trug: „Die Tasse war dir stets zu klein, sollte diese nun genügend sein?“ Meine Mutter hatte sie in Bielefeld aufgespürt.

Nebenbei wurde in der Küche die Stippgrütze gekocht, die stundenlang am heißen Herd gerührt werden musste, die reinste Strafarbeit, daher auch ständige Abwechslung. Zum Schluss – es war oft weit nach Mitternacht – gab es ein gutes Abendbrot und hierbei nahm man sich Zeit und gab noch so manchen Schnack zum besten. Für die Frauen hieß es aber noch: Reinigung der Küche, Waschküche und sämtlicher Geräte.

Unsere Mutter war manchmal ungehalten, wenn immer vom „Schlachtfest“ die Rede war, denn unter einem Fest verstand man wahrlich etwas anderes. Aber wenn man den köstlichen Humor bedenkt, mit dem Hermann Schröder die Arbeit würzte, so bestand diese Definition völlig zu Recht.

Oft und gern erinnere ich mich all jener Menschen, die nun schon lange ruhen und die es verstanden haben, dem Ernst des Lebens die Gegenpole Humor und Freude in so herzerfrischender Weise entgegenzusetzen.

Die weiterführenden Schulen

Mit zehn Jahren kam ich zur Höheren Stadtschule nach Vlotho. Diese – aus einer Privatschule hervorgegangen – führte die Schüler bis zur Obertertia und berechtigte sie nach einwöchiger Abschlussprüfung zum Besuch eines Lyzeums oder Gymnasiums. Der Schulleiter, Rektor Neveling, war streng und ehrgeizig, und die Schule für Jungen und Mädchen hatte in den Nachbarstädten einen guten Ruf. Als langjährige Lehrkräfte sind Eugen Neveling, Jan Grandjot, Alwin Rave, Ernst Berghäuser und Margarete Schmidt zu nennen.

Ich kam als Kind vom Lande in eine neue Umgebung, das war bei meiner Schüchternheit gar nicht so leicht. Zunächst waren da sechs Kilometer Schulweg, die Sommer und Winter bei jedem Wetter per Rad zurückgelegt wurde. Aus unserem Ort war ich die einzige Schülerin und somit den Schikanen der Valdorfer Schüler, wenn unsere Schulwege sich kreuzten, ausgesetzt. Sie hielten mich am Gepäckträger fest und machten mich im Winter zum Ziel ihrer Schneebälle. Es muss eine wahre Wonne für sie gewesen sein, wenn sie mich erspähten. Ich aber sah angstvoll der Begegnung entgegen, wenn sie auf dem Feldweg auftauchten, der quer über die Straße führte.

Mein Fahrrad war ein altes und daher gehörten ein „Plattfuß“ oder eine abgeschlagene Kette zur Tagesordnung. Passierte das, kam ich natürlich zu spät und hatte verschmierte Hände obendrein. In solchen Fällen war Fräulein Schmidt – eine typische Lehrerin jener Zeit – ein

wahrhaft rettender Engel. Sie hatte Verständnis für die Auswärtigen und veranlasste sogar, dass wir Schuhe und Strümpfe als Ersatz für durchnässtes Schuhzeug in der Schule verfügbar hatten. Auch in der Vermittlung des Lehrstoffes war sie gewissenhaft und korrekt, so dass sie die manchmal abfälligen Bemerkungen der Schüler nicht verdiente.

Die Jahre der Wirtschaftskrise waren bei vielen von uns auch in einer einfachen und wenig abwechslungsreichen Kleidung sichtbar. Als ich mich darüber zu Hause einmal beklagte, war die Antwort meines Vaters: „Wer nicht sehen kann, dass andere mehr haben, muss sich von ihnen fernhalten." Ich habe das nie vergessen, es ist mir eine Lehre fürs Leben geworden.

Für die Fremdsprachen war Konrektor Grandjot – seine Vorfahren waren Hugenotten – prädestiniert. Körperlich klein und schmal, war er quicklebendig im Unterricht. Sein Spitzname war „Teckel". Ich schätzte ihn sehr und nahm mir wohl auch deshalb seinen einmal geäußerten Tadel „Das hätte ich von dir nicht erwartet" so zu Herzen. Dieser wirklich gute Pädagoge ist schon bald nach Eintritt in den Ruhestand durch einen Sturz vom Pflaumenbaum ums Leben gekommen. Herr Rave, von den Schülern „Alwin" genannt, war von großer und stabiler Statur und flößte uns schon von daher Respekt, aber auch Angst, ein. Sein Lehrfach Deutsch war seine Stärke. Wer selbst mitmachte, konnte von seinem Unterricht profitieren. Den Musik-Unterricht machte er sich recht einfach, er vermittelte uns leider weder Noten – noch sonstige theoretische Kenntnisse in diesem Fach. Für die Erteilung der Zensuren genügte es, wenn wir ein Lied vorsangen. Als die Jungen in das Alter kamen, in dem der Stimmbruch einsetzte, standen die davon Betroffenen dann auf und gaben ganz lapidar von sich „Kann nicht singen". Und Raves Antwort, ebenso kurz und bündig: „Hinsetzen, fünf".

Aber ganz groß war „Alwin" im Organisieren und Gestalten von Aufführungen, Festen und Freizeiten. So hat er einmal mit uns die Vogelhochzeit einstudiert. Ein Schüler und eine Schülerin waren jeweils Vertreter einer Vogelart. Wir hatten Schnäbel aus Pappe und

waren nach dem Gefieder des von uns dargestellten Vogels kostümiert. Das ganze Ensemble sang unter Raves Klavierbegleitung „Ein Vogel wollte Hochzeit machen in dem grünen Walde“.

Bei jeder Artbeschreibung stellte sich das entsprechende Vogelpaar vor, verbeugte sich und führte einen Tanz auf. Ich war damals mit meinem Mitschüler Günther Lohmeyer der Grünspecht und weiß noch, dass die Wahl des Partners für uns schon eine wichtige Rolle spielte. Auch die vorweihnachtlichen Feiern gestaltete Herr Rave mit dem Einstudieren von Gedichten und Gesangsvorträgen mustergültig. Als Klassenlehrer der Obertertia begleiteten er und seine Frau uns auf einer Freizeit in die Jugendherberge Bodenwerder. In einem Schlafsaal, durch eine spanische Wand getrennt, schliefen wir neun Schüler beiderlei Geschlechts, der Lehrer mit den Jungen, seine Frau, die auch die Mahlzeiten zubereitete, mit uns drei Mädchen.

Vormittags fand etwas Unterricht statt, ansonsten machten wir Wanderungen in die nahe liegenden Wälder, Schifffahrten auf der Weser und gesellige Spiele. Bei äußerst einfacher Lebensweise ist uns diese Zeit in lebhafter und guter Erinnerung geblieben.

Abb. 31: 1936 - Schüler unterwegs (Marianne Steinmann oben 2.v.l.)

Abb. 32: 1934: Gedenkfeier anlässlich Hindenburgs Tod

In meine Vlothoer Schuljahre fiel auch die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. An besonderen Gedenktagen und zu Rundfunkübertragungen kamen alle Klassen in der Aula zusammen. Ob und wie diese Zeit sich auf Lehrer und Schüler ausgewirkt hat, vermag ich nicht zu sagen. Wir nahmen die Situation wohl als gegeben und ohne große Reaktionen hin, was wahrscheinlich auch mit unserem jugendlichen Alter zusammenhing.

Der Schulunterricht selbst verlief sicher so, wie in jeder anderen Schule. Im Einzelnen wüsste ich hierüber heute nicht mehr zu berichten. Nur hatte ich auch hier mit viel Ängsten zu kämpfen und das besonders bei Klassenarbeiten. Höhepunkt war hier die Abschlussprüfung. In Deutsch, Englisch, Französisch und Mathematik war jeweils ein Vormittag zur schriftlichen Prüfung angesetzt. Danach am letzten Tag die mündliche Prüfung durch den vom Oberpräsidenten ernannten Kommissar Rüping.

Abb. 33: o. J. links - Start auf den Weg zur Schule

Abb. 34 o. J. - rechts - Die Städtische Luisenschule in Bad Oeynhausen.

Als letzte Station folgte das Städtische Lyzeum, die Luisenschule in Bad Oeynhausen. In meiner neuen Klasse war ich die einzige Vlothoer Schülerin. Ob es nun an meiner mangelnden Kontaktfähigkeit oder an den Mitschülerinnen lag, die kaum Notiz von mir nahmen, sei dahingestellt.

Auf jeden Fall bin ich in dieser Schule nicht heimisch geworden. Dazu war die tägliche Anfahrt eine Strapaze. Um 6:30 Uhr verließ ich das Haus und war um 14:30 Uhr zurück. Als das Lyzeum dann für das letzte Jahr in eine Frauenschule umgewandelt wurde, machte ich gegen den Willen meines Vaters meiner schulischen Ausbildung kurzerhand ein Ende. Später habe ich das oft bedauert.

Eine bedeutsame Phase meines Lebens war damit abgeschlossen. Viele Menschen waren mir begegnet, aber nur mit einigen wenigen bin ich in Verbindung geblieben. Wir tauschen gern unsere Schulerlebnisse

aus und sind uns immer wieder einig in der Feststellung, wie schwer für uns Auswärtige der ständige Schulwechsel war. Unsere Beziehungen zu der Dorfjugend hatten wir verloren, und von den Schülern der weiterführenden Schulen wurden wir nur zögernd akzeptiert.

Freude und Ernst des Lebens

Im Sommer 1937 unternahmen meine Eltern und ich eine Urlaubsfahrt mit dem Auto, einem „Ford-Eifel“. Es war wohl mein Vater, der auf diese Idee kam, denn er begründete das Vorhaben mit den Worten: „Wir müssen doch endlich unsere Hochzeitsreise machen“. Lebensmittel wie Wurst, Kaffee und Obst wurden aus der Vorratskammer mitgenommen, dann starteten wir Richtung Osten. In Goslar wurde die Kaiserpfalz besichtigt, auch eine Ausstellung über die Kriegsschauplätze im ersten Weltkrieg und ein Feldlazarett mit verwundeten Soldaten, in Lebensgröße dargestellt.

Nächste Ziele waren Thale, Mägdesprung, die Tropfsteinhöhle in Rübeland und der Brocken.

Abb. 35: 1937 - Tropfsteinhöhle in Rübeland („Baumannshöhle)“

Abb. 36: 1937 oben - Auf dem Brocken im Harz

Abb. 37: nach 1949, Ford Eifel, mit Kennzeichen der Britischen Besatzungszone

In einem Harzer Bergdorf hatten wir ein nettes Erlebnis. Hier wurden wir am Morgen durch Glockengeläut geweckt, verursacht durch Kühe, die zu den Bergweiden zogen. Dann standen die Reichshauptstadt Berlin mit Schloss und Mühle von Sanssouci und das Olympia-Stadion auf dem Plan.

Weiter ging es nach Anhalt und ins Sachsenland. Nach Schackental hatten wir im Jahr zuvor eine neue Orgel geliefert. In dem dörflichen Gasthaus soll es damals köstliche Forellen gegeben haben. So kehrten wir ein und ließen uns diese Delikatesse munden. Mein Vater bestellte sogar eine Flasche Wein. Deutlich sehe ich noch die schon ältere Wirtsfrau vor mir, klein, pummelig und mit einer langen Halbschürze. Sie bereitete das Mahl selbst und kam immer wieder mit frischen Forellen, von denen wir nur einen Bruchteil verzehren konnten.

Über Staucha, wo ein Halbbruder meines Vaters lebte, ging es weiter nach Leipzig. Mit der dort wohnenden Verwandten, Frau Lieschen Pleiß geb. Klusmeier, besuchten wir den Friedhof der Gefallenen in Altenburg und das Grab meines Onkel Heinrich (s. u.).

Abb. 38

In Meißen an der Elbe wurde die berühmte Porzellan-Manufaktur besichtigt. Welche Pracht umgab uns hier. Glitzerndes Kristall und edles Porzellan, wohin das Auge blickte. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ein kleines Andenken mussten wir doch mitnehmen und entschieden uns für eine reizende Mokkatasse mit blauem Dekor, sie kostete vier Reichsmark.

Etwa eineinhalb Wochen waren wir unterwegs und haben in dieser kurzen Zeit viel Schönes gesehen und erlebt. Außer Benzin- und Übernachtungskosten hatten wir keine großen Ausgaben, denn an schönen Plätzen ließen wir uns oft zum Picknick nieder. Dann gab meine Mutter in eine größere Kanne den gemahlenen Kaffee, und mein Vater bat im nächstgelegenen Privathaus um kochendes Wasser. Er wusste sich einfach in jeder Situation zu helfen.

Heimwärts ging es auf der Autobahn. Geschäftlich war ein fester Termin mit einem Sachverständigen in Bochum angesetzt. Ob die weite Fahrstrecke überschätzt wurde? Es ist anzunehmen, denn zu einer Rast reichte die Zeit nicht mehr. So erinnere ich mich, dass im fahrenden Auto ein Oberhemd ausgepackt, mit Manschettenknöpfen versehen und erst vor dem Bochumer Bahnhof gewechselt wurde.

Nach meinem Schulabgang im Oktober 1937 wurde die Frage nach Beruf und künftigem Lebensweg akut. Mein Vater schlug eine Orgelbauerlehre vor, ein damals völlig unkonventioneller Gedanke für ein junges Mädchen.

Inzwischen war aber ein Gesetz in Kraft, das auch für das weibliche Geschlecht den Arbeitsdienst oder das Pflichtjahr anordnete. Unser Haushalt war vielseitig und das Geschäft machte immer wieder einen privaten Einsatz erforderlich. So bot sich hier zunächst die Ableistung des Pflichtjahres an.

Die täglich anfallenden Arbeiten waren für mich kein Neuland und gemeinsam mit einem gleichaltrigen jungen Mädchen, das für ein Jahr bei uns Einblick in einen anderen Haushalt nehmen sollte, gut zu bewältigen. Die treue Lina Krüger war ganz in der Nähe am Bonstapel zu Hause, wohin sie an jedem Sonntag ging und dennoch viel Heim-

weh hatte. Wir haben uns erst nach langen Jahren, am Tag unserer Goldenen Konfirmation, wiedergesehen. Aber sie wusste noch, dass wir abends öfter vierhändig gespielt haben und manchmal spazieren gegangen seien. -

Die Jungmädel, zu denen ich damals gehörte, wurden mit 15 oder 16 Jahren vom BDM (Bund Deutscher Mädel) übernommen. Einmal in der Woche war Zusammenkunft im Goethe-Pavillon, einem Rundbau im Garten des Gasthofes Deutsches Haus in Valdorf.

Es war eine fröhliche Schar junger Menschen, die viel sangen, Volkstänze einübten und Wanderungen in die nähere Umgebung unternahmen. An politische Unterweisungen kann ich mich nicht erinnern.

Im Oktober 1938 verließ uns unser langjähriger Buchhalter, Herr Helmut Süllwald. Er hatte die von seinem Vater geerbte Kalkofen-Anlage an ein Elektrogeschäft in Vlotho verkauft und trat auch in diese Firma ein.

Das kam überraschend. Wie sollte die Stelle so kurzfristig neu besetzt werden? Das Ergebnis der Überlegung war, dass ich ab sofort in das Büro überwechseln sollte, um Einblick in einen mir völlig fremden Arbeitsbereich zu nehmen. Konnte ich diesen Aufgaben überhaupt gerecht werden?

Das Führen der verschiedenen Geschäftsbücher, das Bedienen von Schreibmaschine und Telefon, die Lohnabrechnungen, wie schwirrte es in meinem Kopf! Wir hatten damals die doppelte amerikanische Buchführung. Das große Journal war aufgeschlagen etwa 1,20 m breit und wies auf der ersten Innenseite den Aufdruck „Mit Gott“ auf. Wie schade, dass ich nicht ein Exemplar davon aufbewahrt habe.

Bis zum Ende des Jahres kam Herr Süllwald noch alle Abende zur Überprüfung meiner Arbeit, zur Beratung und Klärung etwaiger Fragen. Dann überließ er mich meinem Schicksal. Ich stand damit am Anfang eines Aufgabenbereiches, in dem ich – mit wenigen Unterbrechungen – 50 Jahre lang leben und wirken sollte.

Werden und Wachsen

Anfang der dreißiger Jahre waren mehr als 30 Mitarbeiter bei uns beschäftigt. In Folge der Wirtschaftskrise mit ihrem mangelndem Auftragseingang musste diese relativ große Belegschaftszahl reduziert werden. Wie schwer das für beide Teile war und wieviel an menschlichen Beziehungen dadurch ein jähes Ende fand, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Unser Vater sagte oft: „Wir sind als lebensunwichtige Branche die ersten, die Notzeiten und die letzten die bessere Zeiten zu spüren bekommen."

Die Zahl der Mitarbeiter lag um 1935 etwa bei zwölf Mann. Und diese traf ich bei meinem Eintritt Ende 1938 an. Zu nennen sind neben anderen der Werkmeister August Kix, schon seit 1911 bei uns und ein Vorbild an Fleiß und Treue. Er kam in den ersten Jahren, als ihm einmal eine Arbeit misslungen war, am Sonntagmorgen in die Werkstatt, um den Fehler zu korrigieren. Im Alter von erst 57 Jahren starb er wenige Wochen nach dem Tod unseres Vaters. Der Verantwortliche im Maschinenraum, August Diekmann, ein bedächtiger Mann ohne viel Worte, war ein echter „Holzwurm" und sorgte für die richtige Auswahl der Hölzer und deren Zuschnitt. Heinrich Marten, ebenfalls Jahrzehnte im Fach, wurde 1952 Werkmeister und blieb bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand.

Hermann Uekermann stellte unter Mithilfe jüngerer Gesellen die Gehäuse her. Er arbeitete so präzise, dass auch rückseitige, unsichtbare Teile dem kritischsten Auge standhielten. Intonationen und Stimmungen besorgte der Ende der zwanziger Jahre aus Sachsen zu uns gekommene Otto Sieland. Sein Einsatzort wechselte ständig, so dass er fast ein Nomadenleben führte, das jedoch auch Weitblick und Abwechslung mit sich brachte. Zudem war er in allen Kundengemeinden bekannt und zu den Mahlzeiten und zur Nacht meistens Gast in den Pfarrhäusern oder beim Organisten.

Ein altes Lohnbuch aus dem Jahre 1931 gibt Aufschluss über Löhne und Abzüge. Die Arbeitsstunden lagen monatlich im Durchschnitt

bei 200, der Stundenlohn um 70 Pfennig. Trotz dieses bescheidenen Einkommens ging es den Menschen nicht schlecht. Sie hatten fast alle ihr eigenes Haus mit Garten, Feld und Vieh. Für diesen Bereich waren vorwiegend die Ehefrauen zuständig, die Gleichberechtigung also selbstverständlich und die heute so strapazierte Vokabel „Emanzipation“ uns unbekannt und überflüssig.

Zur Beschaffung der nötigen Aufträge musste unser Vater natürlich nach wie vor oft unterwegs sein. Das Sachverständigenwesen (oder auch „Unwesen“, wie es einmal ein Experte ausdrückte) griff um sich und es kam vor, dass Verhandlungen mit Menschen geführt werden mussten, die zwar gute Spieler waren, aber vom Orgelbau selbst weniger verstanden oder einen von ihnen gewünschten Orgelbauer begünstigten. Wie manche schlaflose Stunden brachte das mit sich.

Da kamen uns die Beziehungen nach Dessau/Anhalt sehr gelegen. Der Inhaber der Firma Fleischer und Kindermann war ohne männliche Nachkommen und musste aus Alters- und Gesundheitsgründen seine Werkstatt aufgeben. Wir hatten schon Verbindungen mit dem dortigen Sachverständigen, Herrn Professor Preitz, der sehr dazu riet, die Werkstatt mit drei Orgelbauern zu übernehmen. In dem kleinen Land Anhalt verfuhr man damals ganz anders als bei uns in Westfalen. Dort hatte man „seinen“ Orgelbauer, dessen Privileg es war, die Kirchengemeinden hinsichtlich ihrer Orgeln zu betreuen sowie Neu- und Umbauten durchzuführen. Wir wagten also den Schritt und kauften im Jahre 1938 die Firma zum Preise von dreitausend Reichsmark. Mein Bruder siedelte mit seiner Frau nach Dessau über, um diesen Zweigbetrieb zu führen. Herr Fleischer hatte für Neubauten sämtliche Zulieferungen und Fertigteile von der Firma Laukhuff bezogen. So blieb mehr oder weniger nur der Zusammenbau. Das wurde jetzt anders. Wir stellten unsere Orgeln ja in allen Einzelteilen selbst her und bauten nun auch für Dessau die neuen Instrumente in unserer Werkstatt.

Professor Preitz begrüßte natürlich diese Art der Arbeitsweise sehr. Soweit mir erinnerlich ist, war die Zusammenarbeit eine recht erfreu-

liche. So ging es wieder bergauf und alle Mitarbeiter sowie die ganze Familie hatten ihren Anteil daran. Manchmal, wenn der Vater nach längerer Abwesenheit zurückkam, berichtete unsere Mutter davon, was sich zugetragen und was sie selbst geschafft hatte. Dann sagte er: „Ich weiß Mutter, dass du das Wunderkästchen trägst, wenn ich nicht da bin."

Für alles Echte und Edle hatte er ein feines Gespür und war entsetzt, wenn in den alten Bauernhäusern Deckenbalken, Holzvertäfelungen oder stilvolle Möbel bei Modernisierungen entfernt wurden. Da lange gelagertes Eichenholz im Handel recht teuer war, kaufte er auch - wenn es sich ergab - Eichenbohlen aus abgerissenen Gebäuden. Wiesen diese bei der Verarbeitung dann Unebenheiten oder Äste auf, was von den Tischlern bemängelt wurde, entgegnete er, dass ihn das durchaus nicht störe, es sei natürlich, der menschliche Körper habe ja auch Knochen.

Aber wie alle Menschen, so hatte auch unser Vater seine Schwächen und eine solche war, dass er – meistens hervorgerufen durch Aufregungen und begünstigt durch eine starke Schilddrüsen-Unterfunktion in Verbindung mit einem Herzfehler – spontan lospoltern und dann recht laut werden konnte. Eine ganz positive Seite war aber sein köstlicher Humor. Zwei Beispiele dazu: Als Weihnachtsgeschenk erhielt er einmal eine Krawatte, der Preis war zehn Reichsmark. Als wir bei Verwandten zu Besuch waren, erzählte er davon und führte zum Vergleich die in seiner Lehrzeit in der Tischlerwerkstatt hergestellten Kommoden an, die ebenfalls zehn Mark gekostet hatten. Nun komme ihm beim Tragen der Krawatte immer der Gedanke, er hätte eine Kommode am Hals hängen.

Ein anderes Mal brachte er von einer Reise eine Gummiwärmeflasche für unsere Mutter mit, die sich über deren Größe wunderte. Darauf seine Antwort: Ja, er habe auch zuerst eine kleinere gekauft, sei dann aber in das Geschäft zurückgegangen und habe erklärt, seine Frau müsse immer alles umtauschen. Da wolle er das lieber sofort erledigen. Ob dieses jedoch der Wahrheit entsprach, möchte ich mit einem

Fragezeichen versehen. Aber es stimmte, dass meine Mutter oft Gekauftes umtauschte, und das habe ich wohl geerbt. Oder ob es sich hier um eine typische weibliche Eigenart handelt?

Im Jahre 1935 hatten wir unser 25jähriges Geschäftsjubiläum gefeiert. Es fand damals im Kreise einer interessierten Gruppe von Freunden und Fachleuten eine Rundfahrt zur Besichtigung einiger von uns erbauter Orgeln statt. Kantor Lohmann aus Mennighüffen, Organist und langjähriger Freund unseres Hauses, erfreute uns mit nachstehenden selbstverfassten Zeilen:

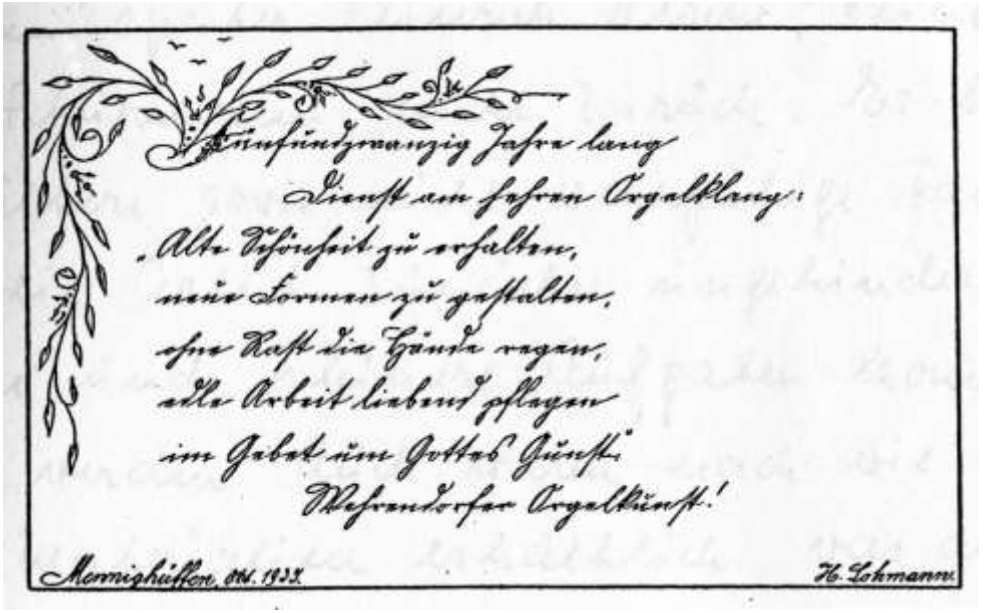
Fünfundzwanzig Jahre lang
Dienst am hehren Orgelklang.
„Alte Schönheit zu erhalten,
neue Formen zu gestalten,
ohne Rast die Hände regen,
edle Arbeit liebend pflegen
im Gebet um Gottes Gunst"
Wehrendorfer Orgelkunst!
Mennighüffen, Okt. 1935
H. Lohmann

Abb. 39: (Fünfundzwanzig Jahre lang
Dienst am hehren Orgelklang.
„Alte Schönheit zu erhalten,
neue Formen zu gestalten,
ohne Rast die Hände regen,
edle Arbeit liebend pflegen
im Gebet um Gottes Gunst"
Wehrendorfer Orgelkunst!
Mennighüffen, Oktober 1935 H. Lohmann)

1950 haben wir auch das 40-jährige Bestehen festlich begangen. Unser Vater wollte es gern und führte als Begründung an: „Das Fünfzigste werde ich wohl nicht erleben." Es sollte sich bewahrheiten. Nur noch zwei Jahre und drei Monate waren ihm beschieden.

Und wieder ein Krieg

Kaum hatte sich die Wirtschaft in Deutschland etwas erholt, als ein neuer Schlag unser Volk traf. Der zweite Weltkrieg, der so unendlich viel Opfer fordern und Zerstörungen mit sich bringen sollte, brach aus. Schon im August 1939 wurde mein Bruder zu einer Flaktruppe, zunächst stationiert auf dem Junkers-Gelände in Dessau, einberufen. So war die Zweigstelle verwaist und musste von Vlotho aus betreut werden.

Auch aus unserer Hauptwerkstatt erhielten einige Männer ihren Gestellungsbefehl. Von ihnen kehrten später Heinrich Klocke, Heinz Ohm und Willi Schürmann nicht zurück. Es blieben uns aber ältere sowie nicht wehrfähige Fachleute, so dass die Arbeit zunächst ungehindert weiterging. Größere und kleinere Aufgaben konnten noch erfüllt werden. Auch waren nach wie vor die nötigen Materialien erhältlich, was aber in der Folgezeit immer schwieriger wurde und schließlich nur im Zuge von Tauschgeschäften mehr schlecht als recht funktionierte.

Die Leipziger Messe und andere Ausstellungen hatten wir auch vor dem Krieg dann und wann mit einer Kleinorgel beschickt. Das zog zwar keine großen Aufträge nach sich, aber immerhin war man mit seinem Namen vertreten.

Es war 1940 oder 1941, als wieder einmal ein Pedal-Positiv nach Leipzig auf die Reise geschickt wurde. Mein Vater stellte es in der Ausstellungshalle für Musikinstrumente auf und ich war dabei, um ihm behilflich zu sein. Unter den Interessenten waren auch Vertreter von Musikhäusern. Durch eines lieferten wir eine Orgel nach Bromberg, für das Musikhaus Schmidt in München eine solche nach Bayern. Der Kauf wurde nach Prospekt abgeschlossen, Name des Käufers und Aufstellungsort waren uns nicht bekannt. Das Instrument sollte nach München verfrachtet werden. Unser Vater mit seinem Mitarbeiter Otto Sieland reisten ihm zur Aufstellung nach. Kein geringerer als der Bildhauer Josef Thorak war der Auftraggeber.

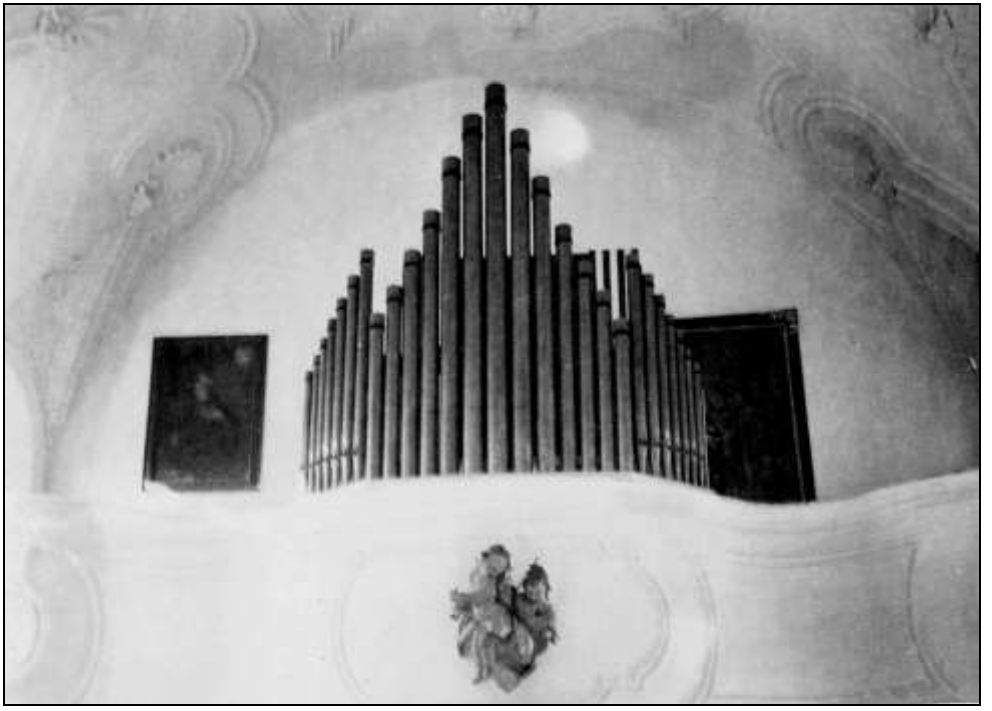

Abb. 40: Privatorgel von Professor Josef Thorak (* 7. Februar1889, † 26. Februar 1952)

Die Orgel sollte in der altehrwürdigen Schlosskapelle Hartmannsberg am Chiemsee ihren Standort erhalten.

Das war ein Schock, denn dieses Instrument passte wegen seines ganz einfachen und in den Formen strengen Aussehens ganz und gar nicht dorthin. Das wurde dem Vater schnell klar und erst nach einigem Kopfzerbrechen fand man einen Ausweg. Die Pedalwindlade erhielt ihren Standort an der Brüstung, das ihr zugehörige Register Pommer 16' wurde als Prospekt darüber angeordnet, die einzige Möglichkeit, Raum und Orgel in Harmonie zu vereinen.

Zur Windgebung für das Pedal waren Windleitungsrohre erforderlich. Zu deren Beschaffung reiste der Vater kurzerhand nach Simbach am Inn zu der mit uns in Geschäftsverbindung stehenden Firma Karl Meisinger. Da das Pedalregister aus Kupfer bestand, war die Lösung nicht die schlechteste, wie das Foto zeigt.

Professor Thorak übertrug uns danach auch Umbaumaßnahmen an der Orgel in seinem Wohnhaus mit angebautem Atelier in Baldham bei München. Jahre später fand ich auf einer Urlaubsreise in Salzburg durch Zufall auf dem kleinen Friedhof neben dem Domplatz sein Grab und alte Erinnerungen wurden wach.

Und nun ein Gedankensprung in die entgegengesetzte Richtung. Durch den Musiklehrer Otto Kummer in Pyritz/Pommern (heute polnisches Gebiet) bekamen wir Kontakt mit dem Gut von Wedel. Hier bestand der Wunsch nach einer Hausorgel und wir hatten ein schönes, altes Instrument mit Schleifladen und mechanischer Traktur in einem massiven Eichengeholzgehäuse am Lager.

Korrespondenz und Fotos gingen hin und her, und man entschloss sich zum Ankauf. Aufstellung und Intonation übernahm auch hier der Vater, und ich fuhr zur Assistenz mit. Unvergesslich bleibt mir die Fahrt durch das schöne Pommern mit seinen riesengroßen Kornfeldern. Das Gut war der Mittelpunkt des Dorfes. Auch ein Kirchlein war vorhanden, und die Familie von Wedel hatte auf der Empore ihren Ehrenplatz.

Der Gutsherr war ein hochrangiger Offizier und in der nahe gelegenen Kreisstadt Pyritz stationiert. So trafen wir Frau von Wedel mit ihren Töchtern und einen Kunstmaler, Herrn Wiese aus Bielefeld, als Herrin des Gutes alleine an. Ich erinnere mich auch an das zahlreiche Hauspersonal, vor allem aber den Diener Molte, der mit weißen Handschuhen die Speisen servierte. Untergebracht waren wir in zwei Gästezimmern, von denen jedes seine besondere Bezeichnung hatte. Ich schlief im blauen Zimmer, das ganz auf diese Farbe hin ausgerichtet war. Die Fenster gaben den Blick frei auf den großen Gutshof, der mit Kopfsteinen gepflastert war. Von hier zogen pünktlich um sechs Uhr in der Frühe die Landarbeiter mit ihren Gespannen auf die Felder, und man wurde in dieser frühen Morgenstunde durch das Geklapper der Hufe geweckt. Abends um sechs Uhr kamen die Fuhrwerke zurück und wurden dann in der Mitte des Hofes in Reih und Glied für die Nacht abgestellt.

Abb. 41: Hausorgel aus der Produktion der Werkstatt Steinmann

Diese Ordnung,, diese Pünktlichkeit, ja, überhaupt der Geist, der unsichtbar über allem lag, haben mich schon als jungen Menschen sehr beeindruckt. Unsere Arbeit war in wenigen Tagen abgeschlossen, und Frau von Wedel lud mich zum Bleiben ein, da am Wochenende ein Fest mit vielen Gästen stattfinden sollte.

Aber trotz der überaus freundlichen Aufnahme, trotz der Behaglichkeit und der echten und warmherzigen Atmosphäre in diesem Haus - das war nicht meine Welt. Und so nahmen wir Abschied und fuhren wieder Richtung Heimat.

Daheim gestalteten sich das tägliche Leben und die Arbeit immer schwieriger. Längst hatten viele Familien die befürchtete Nachricht vom Tod ihrer Angehörigen erhalten, die zuerst durch die Post, dann durch den Ortsgruppenleiter übermittelt wurde. Die Zahl der Opfer im Verwandten-, Bekannten- und Freundeskreis häufte sich, in vielen Häusern waren es mehrere.

An jedem Sonntag fanden in der Kirche Gedächtnisfeiern statt. Doch immer noch war ein großer Teil der Menschen vom Sieg überzeugt, und die Propaganda bestärkte sie darin. In der Werkstatt waren nur noch wenige Männer, die fleißig und gewissenhaft ihre Arbeit ausführten, soweit das möglich war. Auch wurde hier und da noch eine neue Orgel gebaut.

Das Material war aber schon schwer zu beschaffen und nicht mehr von bester Qualität und ein neues Schlagwort immer häufiger zu hören „Kompensation“.

Da muss ich eine kuriose Begebenheit erzählen: Der uns seit längerer Zeit bekannte Pastor Luncke in Wattenscheid-Leithe wollte für seine Kirche eine Orgel beschaffen. Die Herstellung war nun schon mit Schwierigkeiten verbunden, und die Gemeindeglieder - viele von ihnen im Bergbau beschäftigt - stellten einen Teil ihres Deputates an Kohlen zur Verfügung. Nach ihrer Fertigstellung wurde die Orgel per LKW nach Wattenscheid transportiert, zurück sollte das „schwarz Gold“ befördert werden. Aber „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten“.

Abb. 42: (o. J. - um 1940) Gustav Steinmann mit Mitarbeitern: (stehend v.l.n.r.: Wilhelm Kracht, Otto Sieland (†), August Kix, Meister (†), Christfried Valdorf (†), Heinrich Marten (†) sowie Fritz Koch, links neben G. Steinmann sitzend.

Die Polizei hielt das Fahrzeug an, Begleitpapiere waren nicht vorhanden und so erhielt der Fahrer die Anweisung, die Sendung an einer bestimmten Stelle zurückzulassen. Dort werden sich andere Menschen ohne Berechtigungsschein bedient haben.

Die Gemeindemitglieder aber bedauerten diesen Verlauf so sehr, dass sie sich sogleich für eine zweite Ladung stark machten. Wir hatten Glück, das begehrte Heizmaterial kam an, und ich habe es zentnerweise zur Verteilung an die Orgelbauer abgewogen. Auch der eigene Haushalt hat seinen Anteil bekommen. Hernach wurde dieses Instrument dann nur noch als „Kohlen-Orgel“ bezeichnet. Wir haben es nach Jahren noch einmal umgebaut und wo nötig mit besserem Material ausgestattet. Pastor Luncke ist uns noch lange ein guter Freund geblieben.

Im Geschäftsleben und im privaten Bereich waren uns nun schon spürbare Einschränkungen auferlegt. Das Auto hatten wir zwar noch, das Benzin war aber schon seit einiger Zeit rationiert. Daher wurde für größere Reisen wieder die gute alte Eisenbahn benutzt.

Dann kam die Verordnung über Fahrgemeinschaften heraus. Jeweils zwei Betriebe hatten ein Fahrzeug zur Verfügung, das andere wurde stillgelegt. Unser Partner war der örtliche Schmiedemeister Fritz Linnenbeker, ein reeller und bescheidener Mann, der sein Recht nur in beschränktem Maße in Anspruch nahm.

Inzwischen hatte sich auch die Familie wieder vergrößert. Nachdem mein Bruder aus Dessau abkommandiert war, kam seine Frau mit Sohn Hans-Heinrich zurück, und im Frühjahr 1942 wurde die Tochter Rosemarie geboren.

Die Erzeugung und Beschaffung der Nahrungsmittel für Mensch und Vieh nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch. Bucheckern zur Ölgewinnung, Eicheln für die Schlachttiere und Waldbeeren für Marmelade ergänzten die Garten- und Feldfrüchte. Oft kam meine Schwester mit ihrem inzwischen schulpflichtigen Sohn mit dem Fahrrad aus Salzuflen zur Hilfe.

Deutlich erinnere ich mich an die mühevolle Arbeit des Zuckerrübenpressens. Die Presse ging von Haus zu Haus und konnte nur für kurze Zeit ausgeliehen werden. Der Vorgang des Entsaftens war langwierig und erfolgte rund um die Uhr. So mussten wir sogar die Nacht nutzen, und wir drei jungen Frauen wechselten uns zu diesem Dienst jeweils nach zwei Stunden ab. Das Rübenkraut war ein begehrter Brotaufstrich und eine Bereicherung für den Familientisch. Zum ersten Frühstück gab es Hafersuppe, in die sich jeder eine Scheibe Brot schnitt. Der Sonntagsbraten, der meistens aus eigener Schlachtung stammte, wurde vom Vater eingeteilt. Daran kann ich mich von frühester Kindheit an erinnern.

In der Bekleidung war man auch bescheiden. Es wurde viel gestopft und geflickt. Alte, noch gute Kleidungsstücke wurden verändert oder andere daraus geschneidert. Der Phantasie und der schöpferischen

Gestaltung waren keine Grenzen gesetzt, und manch gelungenes Stück sehe ich noch deutlich vor mir.

So litt die Familie äußerlich keine große Not. Aber die Kriegsereignisse, die Schwierigkeiten an allen Ecken und Enden und die ständige Sorge um die sich an der Front Befindlichen zehrte an unseren Nerven. In jener Zeit nahm ich Orgelunterricht bei dem Musiklehrer des Oberlyzeums in Herford, Herrn Gröppler.

Die Aula-Orgel hatte Kegelladen und pneumatische Traktur und ich weiß noch sehr genau, wie ich beim Vorspiel jedes Mal ins Schwitzen geriet, denn Tastengang und Tonwiedergabe waren nicht so präzise wie bei meiner Übungs-Orgel zu Hause. Da erst konnte ich so recht meinen Vater verstehen, wenn er immer wieder die Vorzüge der mechanischen Schleifladenorgel heraushob.

Vergessen habe ich auch nicht, wenn er Besuchern den Unterschied zwischen diesen beiden Systemen erklärte. Bei der Registerkanzelle bezieht der jeweilige Ton verschiedener Register die Luft aus mehreren Quellen, während bei der Tonkanzelle der Luftstrom aus einer einzigen Quelle fließt. Im ersten Fall - so sein Vergleich – würde der jeweilige Ton der Register auf einer Blockflöte von mehreren Menschen angeblasen, im zweiten Fall auf mehreren Flöten von einem Menschen.

Die ersten drei Kriegsjahre waren vergangen, als ein weiteres Gesetz herauskam, das auch bei uns einige Verwirrung anstiften sollte: Die Verordnung über die Stilllegung aller Musikaliengeschäfte. Kreisleiter Nolting in Herford teilte uns mit, dass wir demzufolge den Betrieb, ich glaube zu Anfang des Jahres 1943, zu schließen hätten. Mit allen Schwierigkeiten waren wir mehr oder weniger gut fertig geworden. Dies aber schnitt uns den Lebensnerv ab. Nach unruhigen Tagen und wohl auch Nächten fasste unser Vater seinen Entschluss. Er reiste nach Berlin, wurde im Kultusministerium vorstellig und legte Widerspruch ein. Dort hörte man ihn an, fand sein Argument, dass wir kein Musikaliengeschäft seien, berechtigt und entließ ihn mit dem Bescheid, er würde Weiteres hören.

Ein entsprechendes Schreiben - wahrscheinlich mit einer Zurechtweisung - wird das Ministerium dem Kreisleiter übermittelt haben, denn die Angelegenheit war noch nicht am Ende. Nach einigen Wochen erhielten wir die Aufforderung, zur Durchkämmung unseres Betriebes zu einem festgelegten Termin mit allen Mitarbeitern beim Arbeitsamt Vlotho vorstellig zu werden. Die Personalien mit Angabe der Behinderungen wurden aufgenommen. Da wir nur ältere und behinderte Männer hatten, glaubten wir, damit sei die Sache endgültig vom Tisch.

Aber ein neues Schreiben der Kreisleitung traf ein, wonach meine Dienstverpflichtung verfügt wurde und ich mich am 27. Mai 1943 in Leer/Ostfriesland bei einer Marine-Einheit stellen musste. Damit hatte Kreisleiter Nolting sich Genugtuung verschafft.

Kriegsdienst 1943 – 1945

In der Marine-Kaserne des ostfriesischen Städtchens Leer lernte ich – wenn auch in gemäßigter Form – das Soldatenleben kennen. Unser Dienst bestand in der Hauptsache aus Marschieren innerhalb des Kasernenbereiches und dem Singen der aus Schule und Jugendgruppe bereits bekannten Lieder. Die Verpflegung war rationiert, aber ausreichend. Ich sehe noch, wie sich alle Augen auf den Brotlaib richteten, den eine Marinehelferin – so unsere neue Bezeichnung – für jede in unserer Stubengemeinschaft haargenau aufteilte.

Es wurde auch ein Eignungstest durchgeführt, der über unsere weitere Verwendung Aufschluss geben sollte. Durch meine kaufmännischen Vorkenntnisse wurde ich für den Verwaltungsdienst vorgesehen. Und da ich gerade großjährig geworden war – die Voraussetzung für einen Einsatz im Ausland – erhielt ich schon nach vierzehn Tagen eine neue Dienststelle, die 14. Schiffsstammabteilung in Breda/Niederlande.

In dieser mittelgroßen holländischen Stadt war im Zentrum ein größeres Haus für etwa acht Helferinnen bereitgestellt, das wir jeweils zu zweit in einem Zimmer bewohnten. Außerdem waren Bad, Küche, Ess- und Aufenthaltsraum vorhanden.

Abb. 43: Verwaltung der 14. Schiffsstammabteilung der Kriegsmarine in Breda

Ich erinnere mich noch genau und gerne an den Dauerbrenner, durch dessen Klarscheibe man die glühenden Kohlen und die züngelnden Flammen beobachten konnte, einen solchen Wärmespender fand man in jedem Raum.

Große Fenster und Glastüren gaben nach hinten den Blick in den Garten frei. Nach vorn sahen wir auf einen langgestreckten Platz mit alten Bäumen, von allen Seiten mit repräsentativen Häusern umgeben. Hier war am Wochenende Blumenmarkt.

Diese Fülle und Pracht an Blüten in allen Farben entzückte uns immer wieder und wir konnten nicht widerstehen, zum Sonntag die schönsten Sträuße - recht preiswert, manchmal für nur einen Gulden - RM 1,34 - zu kaufen.

Unsere Arbeit bestand aus allgemeinen Verwaltungsaufgaben, Führen von Wehrsoldlisten, Überweisungen der monatlichen Unterstützungsgelder für Wehrpflichtige mit Familie, Bearbeitung von Anfragen über Personalien usw.

Abb. 44: Die Kantine in Breda

Etwa sechshundert junge Rekruten wurden in dieser Kaserne ausgebildet. Das Stammpersonal bestand aus diversen Offizieren, Feldwebeln und Obermaaten sowie holländischen Angestellten und neuerdings eben aus Marinehelferinnen. Wir trugen unsere Zivilkleider, Verpflegung gab es aus der Kantine.

Durch Zukauf von Butter und Marmelade in einem kleinen holländischen Laden besserten wir unsere Rationen zu Schwarzmarktpreisen mit Hilfe des Wehrsoldes ein wenig auf. Es gab ja nichts zu kaufen und wenn einmal, dann verhielten sich die Holländer den Deutschen gegenüber sehr reserviert.

Für die Marinehelferinnen gab es hier keine militärischen Vorschriften, wir hatten lediglich den Kommandeur und den ersten Verwaltungsoffizier zu grüßen. Der erstere, Kapitänleutnant Hauth, war ein großartiger Mensch. Er grüßte uns stets schon von weitem, um uns dieser Pflicht zu entheben, während Oberleutnant Döring die Ehrung sichtlich genoss. Wir gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Weg. Das städtische Hallenbad durften wir benutzen.

Abb. 45: (o. r.) Kapitänleutnant Hauth, Kommandant 14. Schiffsstammabteilung

Abb. 46: Sommer 1944 wurde die Verwaltung aus dem nun unsicheren Breda nach Ginneken verlegt, im Bild die Mitarbeiterinnen vor einem Jagdschlösschen.

Vor allem aber hatte jede von uns ihr Fahrrad, die Fiez, wie die Holländer sagen. Das Radeln war unser Freizeitvergnügen. Nach dem Dienst und wenn uns nicht Kleider- und Wäschepflege daran hinderten, fuhren wir oft in den nahe gelegenen Mastbosch auf wunderbar ebenen Waldwegen und sangen dann unsere schönen deutschen Volkslieder.

Auch gingen wir am Abend manchmal in eine der urgemütlichen Teestuben, die eine so anheimelnde Atmosphäre verbreiteten. Warmes Licht durch Stehlampen, geschmackvolle Brücken auf dem Fußboden, kleine Sitzecken, zartes Porzellan und der herrliche Tee, der nie Mangelware war.

Dann und wann gab es auch ein Fest, auf das wir uns alle freuten. Gern erinnere ich mich an ein solches im Frühjahr 1944. Schön bemalte Ostereier hatten Aufschriften, zu denen es jeweils ein Gegenstück gab, etwa „Hänsel und Gretel“, „Romeo und Julia“ oder „Hermann und Dorothea“. Es war ein aufregendes Suchen bis jeder den zugehörigen Partner gefunden hatte.

So führten wir in dieser Umgebung ein fast unbeschwertes Leben, und dieses ist wohl auch der Jugend mit ihrer vorbehaltlosen Zukunftshoffnung eigen. Im Sommer 1944 schockierte uns ein neues Ereignis, die Invasion britischer Soldaten an der französischen Küste. Holland, das bisher relativ sichere Gebiet unseres Standortes, schien zum Kampfgebiet zu werden.

Dies war der Anlass, unsere Verwaltung in einen ländlichen Bereich zu verlagern. Zuerst zogen wir in ein Jagdschlösschen nach Ginneken um, bald darauf auf das flache Land. Dort wohnte ich mit einer weiteren Helferin auf einem Bauernhof.

Aber die prekäre Situation veranlasste die Wehrmachtführung zur Zurückziehung aller weiblichen Personen aus dem Ausland. In einem größeren Fahrzeug, auf dem rechts und links je ein Soldat mit aufgepflanztem Gewehr zu unserem Schutz postiert war, verließen wir das Land.

In Deutschland ging es mit der Bahn weiter. Jeder strebte seinem Heimatort zu, denn es gab für einige Tage Urlaub. Aber was bot sich unseren Augen? Überfüllte Züge, Personen auf Trittbrettern, Menschen mit Sack und Pack auf den Bahnsteigen, manche, die an geschützten Stellen in mitgenommenen Betten die Nacht verbracht hatten, ein jammervoller Anblick. So hautnah war uns der Krieg bisher nicht begegnet. Dann galt es Abschied zu nehmen von den vertrauten Gefährtinnen. Die erschütternden Bilder, das Elend der flüchtenden Menschen, die zerstörten Städte, das alles fuhr mir wie ein Schock in die Glieder. Dazu Verspätung der Züge, lange Wartezeiten, Bahnsteige auf und ab hetzen mit schwerem Gepäck, es ging fast über meine Kräfte. Aber ich hatte ein Ziel, mein Zuhause, wo ich anderntags völlig erschöpft eintraf.

Nie werde ich das Gefühl der Geborgenheit und des Dankes vergessen, als ich die alte mit Bäumen gesäumte Straße entlangging, die vertraute Umgebung und mein liebes Elternhaus wiedersah. Die noch tagelang von den Tragelasten geschwollenen Unterarme haben das Glück nicht geschmälert.

Mein neuer Einsatzort war Neustrelitz in Mecklenburg. Hier trafen die Marinehelferinnen von allen Seiten ein und fanden in einer für sie reservierten Kaserne Unterkunft. Die unfreundlichen Mannschaftsstuben, eine kaum ausreichende Verpflegung, keine Beschäftigung und lauter fremde Menschen, das alles war für mich eine große seelische Belastung. Damit die Tage nicht endlos lang wurden, meldeten sich einige zur Kartoffelernte auf einem Gutshof. Aber die Arbeit war schwer und die Suppe, die es mittags aus einer Feldküche gab, sättigte kaum. Und so wechselte ich auf Anfrage in die Schreibstube über. Aber weder diese noch jene Beschäftigung war befriedigend. Aus dieser misslichen Lage heraus mögen meine Briefe nach Haus wohl auch von recht negativer Färbung gewesen sein. Kurz, eines Tages wurde ich in den Essraum gerufen, da dort Besuch für mich sei. Das konnte nicht sein, wer sollte mich hier besuchen? Völlig überrascht und sprachlos stand ich dann vor meinem Vater.

Hier muss einmal eingeflochten werden, dass den Westfalen nachgesagt wird, sie seien stur und ohne spürbare Gemütsbewegung. Darin liegt sicher ein Fünkchen Wahrheit. Auch in unserer Familie gab es selten solcher Art Gefühlsäußerungen. Aber hier und jetzt war ich so bewegt, dass ich meinem Vater um den Hals fiel und Tränen über mein Gesicht liefen. Und was ich noch nie gesehen hatte, auch meines Vaters Augen waren tränenfeucht.

Bald darauf kam meine Versetzung nach Berlin-Zehlendorf. In einer Holzbaracke traf ich wiederum mit Helferinnen aus allen Richtungen zusammen. Der zuständige Offizier war im Rheinland beheimatet und hatte wegen Bombenschadens Sonderurlaub. Sein Vertreter war Feldwebel Klunter.

Gleich in einer der ersten Nächte gab es Fliegeralarm. Ich schlief vorübergehend allein in einer Stube. Im Halbschlaf hörte ich zwar die Sirenen, aber dieses war mir zur Genüge aus Holland bekannt. Die Flugzeuge flogen dort über uns hinweg, so dass wir stets in unseren Betten blieben. Man sagt, in der Jugend habe der Mensch einen gesegneten Schlaf. So erwachte ich erst völlig von den Leuchtraketen und den Geschossen der Flak. Niemand befand sich mehr in dem Bereich der Baracke. Mit einem Mantel über dem Nachtzeug verließ ich panikartig das Gebäude und lief wahllos in die vom Feuer der Flak erhellte Nacht. Ob Bomben fielen oder ob die Flak schoss, das war nicht auszumachen, aber die Hölle war los. Wie lange ich umhergeirrt bin, wusste ich später nicht mehr genau. Jedenfalls befand ich mich plötzlich vor einem Luftschutzkeller und damit in einiger Sicherheit. Nicht vorher und nicht nachher bin ich dessen so sicher gewesen, von einem Schutzengel geführt worden zu sein, wie in dieser Stunde.

Irgendwie mussten wir auch hier beschäftigt werden. Und so bekam ich die Order zur Vorstellung in der Adrema-Firma (Adressmaschine). Im Kellergeschoss wurden diese lärmerzeugenden Maschinen bedient. Mein Einsatz hier war völlig sinnlos und wohl nur eine Verlegenheitslösung. In dieser letzten Kriegsphase ging ja bereits alles durcheinander, und die Menschen wurden nur hin- und hergeschoben.

So schien es auch der Leiter dieser Abteilung zu sehen, der mich nach der Begrüßung fragte: „Haben Sie noch Kuchenmarken? Dann gehen Sie doch erst einmal ins Café Kranzler.“ Und das wiederholte sich verschiedentlich.

Inzwischen hatte mein Vater einen Arbeitsurlaub für mich beantragt. Kurz vor Weihnachten führten ihn Geschäfte wieder einmal nach Berlin. Meine Mutter hatte ein Weihnachtspaket für mich mitgegeben, Kuchen und Plätzchen, selbstgebacken, mit Tannengrün und Kerzen geschmückt, wie sie das immer so liebevoll machte und so wunderschön konnte. Auf Grund der Nachfrage des Vaters auf meiner Dienststelle telefonierte Feldwebel Klunter mit der vorgesetzten Zentrale in Glückstadt und erhielt die Auskunft, dass dem Antrag stattgegeben sei. In anerkennenswerter Weise bemühte sich Klunter um meine Freistellung und erreichte tatsächlich, dass ich meine Siebensachen packen und sogleich mit meinem Vater heimfahren durfte. Später schickte er dann alle vier Wochen eine Urlaubsverlängerung und gab noch den Rat, telefonisch Rückfrage zu halten, falls die Postsendung durch Verzögerungen nicht eintreffen sollte.

Wie dankbar waren wir ihm für seine Hilfe und nahmen ihn im Frühling des Jahres 1945 herzlich gern auf, als er plötzlich vor der Tür stand und um ein Nachtquartier bat, da keine Zugverbindung ins Lipperland mehr bestand, von wo er seine Mutter aus ihrem Evakuierungsort abholen wollte. Er berichtete dann, dass er den Befehl zum Verlassen Berlins mit den Helferinnen erst so spät erhalten habe, dass ein Teil von ihnen in die Hand der Russen geraten sei. Wie bestürzt waren wir und konnten meine vorzeitige Beurlaubung nur als eine Fügung verstehen.

Doch nun zurück zu unserer Heimreise im Dezember 1944. - Mein schönes Weihnachtspaket hatten wir als Dank bei Bekannten gelassen. Die Fahrt verlief dann aber nicht problemlos. Die direkte Verbindung war durch Verspätungen und Ausfall von Zügen plötzlich unterbrochen, so dass wir im wahrsten Sinne des Wortes „auf der Strecke“ blieben. Da kam meinem Vater der Gedanke, eine Nebenstrecke zu

benutzen und in Ettenbüttel, Kreis Gifhorn, in der Lüneburger Heide bei der Familie Ramme, mit der wir geschäftlich Kontakt hatten, zu übernachten. Von der zuständigen Bahnstation bis dorthin war es etwa eine Stunde Fußweg. Spät am Abend trafen wir dann bei Familie Ramme ein, die gerade zum Schlafengehen rüstete.

Wir wurden herzlich empfangen und mein Vater erzählte von den aufregenden Ereignissen der letzten Tage. Mutter Ramme bereitete sogleich ein köstliches Abendbrot und ich griff ungeniert zu, vielleicht ein wenig zu ungeniert, denn mein Vater sah sich veranlasst, meinen gesegneten Appetit mit der knappen Verpflegung in der letzten Zeit zu entschuldigen. Daraufhin schob mir die Bäuerin immer wieder die besten Speisen hin und bemerkte dazu, ich solle nur nicht „blöd“ sein. Da war ich aber doch sehr erschrocken, denn diese Bezeichnung brachte ich mit einer mangelhaften Geistesfunktion in Verbindung. Später habe ich gelesen, dass sie in Norddeutschland für „zu bescheiden“ steht.

Die gute Frau Ramme, sie bezog noch spät zwei Betten und als ich todmüde hinein stieg, lag sogar eine Wärmeflasche darin. Anderntags setzten wir nach einem herzlichen Abschied unsere Reise fort. Unterwegs lobte ich noch mehrfach die große Gastfreundschaft dieser Menschen, die für die Heidebauern typisch ist, und mein Vater führte viele Beispiele an aus seiner Geschäftsverbindung mit den dortigen Freien Evangelischen Gemeinden.

Zu Hause angekommen, betrat mein Vater allein die Wohnstube und kündigte nach der Begrüßung an, er habe ein besonderes Weihnachtsgeschenk mitgebracht. Er öffnete die Tür und ließ mich eintreten. Die Wiedersehensfreude war groß. Damals ahnte ich noch nicht, dass damit das Kapitel „Kriegsdienst“ für mich abgeschlossen sein sollte.

Das traurige Ende

Das Haus war wieder voller Menschen. Die Familie bestand nun aus fünf Erwachsenen und drei Kindern. Außerdem gehörte seit Jahren unsere letzte Haushilfe, Irmgard Blascheck, dazu, die das Arbeitsamt

dann aber der Bäckerei Schürmann, einem Geschäft der „lebenswichtigen“ Branche, wie es hieß, zuwies.

Des weiteren lebte die in Dortmund beheimatete Frau Dorothea Möllmann mit Söhnchen „Heinemann“ seit längerer Zeit in unserem Haus. Sie war der Bitte unseres Vaters gefolgt, die anfallenden Büroarbeiten zu erledigen und damit zugleich dem Bombardement, unter dem die Ruhrgebietsstädte so zu leiden hatten, entflohen.

Zeitweise, manchmal über einige Wochen, war der uns befreundete Kunstmaler, Ernst Sagewka aus Bielefeld, unser Gast. Sein Haus war durch Bomben zerstört, und als empfindsamer Mensch konnte er die Aufregungen der nächtlichen Fliegerangriffe nicht mehr ertragen. Seine wertvollsten Ölgemälde hatte er schon zuvor hier in Sicherheit gebracht, darunter die herrlichen Sonnenblumen in Großformat, die mir noch deutlich vor Augen stehen. Wir alle liebten dieses Bild und haben uns später nur schwer davon getrennt.

Inzwischen war eine Anzahl von Familien aus dem Rheinland in unseren Ort evakuiert, die meisten kamen aus Geilenkirchen bei Aachen. Einen Fünfzehnjährigen, Heini Wilms, hatten meine Eltern aufgenommen. Damit er beschäftigt war, ließ unser Vater ihn in der Werkstatt mitarbeiten.

Diese große Hausgemeinschaft lebte unter einem Dach und aß an einem Tisch. Neben den Lebensmittelmarken war durch Erträge aus Garten und Stall eine ausreichende Versorgung gewährleistet. Zudem kamen aus den Städten ständig Menschen, die um Nahrungsmittel baten, „Hamstern“ war die gängige Bezeichnung dafür. Wir gaben im Rahmen unserer Möglichkeiten.

In all unseren Bemühungen um das tägliche Brot wurden aber auch noch schön-geistigen Dinge gepflegt. Herr Sagewka widmete sich seiner Malkunst und ab und zu bat er unsere Mutter, mit ihm auf Motivsuche zu gehen. Das Ergebnis fanden wir dann in seinen Skizzen wieder. Ein altes Backhaus etwa, eine schöne Gartenpforte oder ein Holzsteg, der über einen Bach führte. Abends las unser Vater manchmal aus Fritz Reuters „Läuschen un Rimels (Schwänke und Reime)“ vor.

Abb. 47: um 1945

Mitglieder Familie Steinmann mit Evakuierten:

Erwachsene v.l.n.r.: Magdalene Steinmann, verh. Prüßmeier, Mutter Möllmann, Frau Möllmann

Kinder v.l.n.r.:

Rosemarie Steinmann an der Hand,
Fritz Prüßmeier,
Sohn von Frau Möllmann

Verfolgt wurden natürlich laufend mit zunehmender Sorge die Nachrichten im Rundfunk und der Rückzieher der deutschen Truppen aus dem Osten. Mein Bruder wurde noch im April 1945 in Fischhausen/Ostpreußen verwundet, kam mit einem Transportschiff über die Ostsee nach Swinemünde und mit einem Lazarettzug nach Wunstorf, wo er dann in russische Gefangenschaft geriet. In Frankfurt/Oder erholte er sich von seiner Verwundung und wurde später ins Wolgagebiet transportiert, wo er unter schwierigen Bedingungen leben und in einer Zementfabrik in Wolsk schwere Arbeit verrichten musste. Entlassen wurde er erst im Oktober 1948.

Über dem bevorstehenden Osterfest lagen bereits die dunklen Schatten des nahenden Zusammenbruchs. Dennoch wollten wir es wie gewohnt begehen, mit dem traditionellen Kirchgang und dem anschließenden Ostereiersuchen im Freien. Das war schon der Kinder wegen wichtig, die ja indirekt auch unter dem Krieg zu leiden hatten, da sie jahrelang ohne ihre Väter sein mussten. Aber sie lebten in ihrer kleinen Welt und hatten auch den Krieg in ihre Denkweise einbezo-

gen. Als wieder einmal ein Flugzeug tief über uns hinweg flog, gab eines von ihnen die Warnung „Flieger, Flieger“. Darauf der kleine Hans-Dieter Drechshage mit einem Blick in die angegebene Richtung „Is'n Deuten“ und setzte sein Spiel fort.

Anfang April, die West-Alliierten waren weiter im Vormarsch. Die Spannung in der Bevölkerung wuchs, denn die Truppen rückten uns bedrohlich näher. Nun trafen wir in aller Eile einige Vorkehrungen. Im Garten vergrub unser Vater einen großen Einwecktopf mit dauerhaften Lebensmitteln, im nahen Wäldchen einen Kasten mit Jagdgewehren (Wir haben später ihren Lagerplatz nicht wiedergefunden). Schreibmaschine, Fernrohr und andere Wertgegenstände wurden im Spänebunker versteckt.

Und dann rollten die ersten Panzer über die menschenleeren Straßen. Aus den Fenstern sah man plötzlich weiße Betttücher wehen. Wir griffen in unserer Panik zu einem weißen Kittel, der an einem Besenstiel befestigt wurde.

Die einziehenden Soldaten waren Amerikaner, die ohne jeglichen Widerstand nun Herren unserer Region wurden. Sie lagerten mit ihren Fahrzeugen an verschiedenen Plätzen und auf den Bauernhöfen. Von hier aus durchsuchten sie mit schussbereiten Waffen die Häuser.

Die Mütter zitterten, wenn sich farbige Soldaten über die Körbchen ihrer Säuglinge beugten. Wenn sie dann Süßigkeiten auf die Bettdecke legten, spürten die Frauen wohl etwas von Wohlwollen und Kinderliebe der Fremden.

Es hat aber auch Zwischenfälle gegeben. So ist ein Einwohner, der mit dem Fahrrad unterwegs war und auf den Anruf eines Soldaten nicht reagierte - vermutlich, weil er ihn nicht verstand - auf offener Straße erschossen worden. Auf einem Bauernhof standen tagelang Panzer, die ihre Geschütze auf das Wohnhaus gerichtet hatten, während die Menschen darin um ihr Leben bangten. Beängstigend waren auch die Forderungen nach Alkohol, der schlimme Ausschreitungen befürchten ließ.

Unsere verwinkelten Wohn- und Werkstattgebäude wurden besonders intensiv durchsucht, aber behelligt wurden wir nicht. Nur nahmen die Soldaten aus einem Schrank die Offiziersmütze meines Bruders mit, wohl als Souvenir.

Auch außergewöhnliche Situationen verlieren an Spannung, wenn sie eine zeitlang das Leben bestimmen. Und so stellte sich allmählich der Alltag in seinem gewohnten Ablauf wieder ein. Allerdings veröffentlichte das Amt Vlotho nun laufend neue Verordnungen, Einschränkungen und Verhaltensregeln. So waren zum Beispiel innerhalb einer festgelegten Frist alle in Privatbesitz befindlichen Schusswaffen abzugeben. Also radelte ich noch zur Ablieferung einer Tesching zum Rathaus, wo sich die Waffen zu einem Berg türmten.

Am 22. April 1945 beging unser Vater seinen 60. Geburtstag. Wir haben ihn nur bescheiden im kleinen Kreis gefeiert. Über die nahegelegene Autobahn hörten wir ständig motorisierte Truppenverbände rollen. Die wenigen Gäste brachen dann bereits am frühen Abend auf.

Ein neues Problem kam auf uns zu, als an einem Sonntagnachmittag plötzlich ein größeres Fahrzeug vor der Tür stand. Ihm entstiegen fünf Personen der uns bekannten Familie Brocke aus Berlin, deren Haus noch in letzter Stunde total zerstört worden war. Das ältere Ehepaar und die vierzigjährige Tochter baten um Aufnahme. Die beiden anderen Töchter wollten weiter zu Verwandten in Detmold. Unsere Mutter, von Natur eher gelassen und nicht so schnell aus der Fassung zu bringen, zog sich an diesem Abend wegen starker Kopfschmerzen, entgegen aller Gewohnheit schon um 20 Uhr zur Nachtruhe zurück. Die alte, dem Wohnhaus angegliederte, Werkstatt wurde in den folgenden Tagen von einer Wand durchgeteilt, so dass notdürftig zwei Räume als Unterkunft dienten. Und so fanden auch diese drei Menschen eine Bleibe, wenngleich ihre Anwesenheit in der Folgezeit zu mancherlei Komplikationen führte.

Und dann war dieser unglückselige Krieg zu Ende und eine dunkle, verhängnisvolle Epoche in der Geschichte unseres Volkes abgeschlos-

sen. Wenn ich heute sagen sollte, welche Gefühle das damals in uns auslöste, würde ich es vielleicht so zusammenfassen: Tiefe Traurigkeit über die unzähligen Opfer, über die Zerstörung der Städte mit ihren unwiederbringlichen kulturellen Werten, aber auch eine gewisse Erleichterung, dass alles vorüber war und die Hoffnung auf eine andere bessere Zeit.

Nachwehen des Krieges

Der Krieg war zu Ende, aber die Schwierigkeiten im täglichen Leben, in Beruf und Wirtschaft damit noch lange nicht. Soldaten, die das Inferno überlebt hatten, kehrten heim, andere wurden in den Gefangenenlagern zurückgehalten, viele starben dort auch noch. Die Versorgung funktionierte schlecht und recht, der Handel auf dem Schwarzmarkt blühte. Die Menschen betrogen und wurden betrogen. Denunziationen waren an der Tagesordnung.

Und dann kamen die Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten. Sie hatten ihre Heimat verlassen, Hab und Gut zurückgelassen und mussten den schwierigen Weg in ein Neuland und in eine unsichere Zukunft antreten. Im Westen wurden sie auch nicht gerade mit offenen Armen empfangen.

Meistens erfolgte Zwangseinweisung in die Häuser, die ja alle schon überbelegt waren. Und so lebten die Flüchtlinge - allein angesichts heutiger sanitärer und hygienischer Ansprüche - oft in denkbar primitiven Verhältnissen.

Im Rückblick auf jene Zeit wird es mir so recht bewusst, was diese Menschen vielfach an Schmach und Entwürdigendem auf der Flucht und im Prozess der Eingliederung ertragen mussten. Der Himmel möge einmal Schuld und Unrecht auf allen Seiten vergeben.

In unser Haus kam das Ehepaar Nentwig aus Glatz in Schlesien mit dem zehnjährigen Sohn Dieter. Unserem Vater konnte man sicher nicht Mangel an Nächstenliebe nachsagen. Aber ich sehe ihn noch vor mir, in welcher Spannung und innerer Erregung er dieser Situation

gegenüberstand. Die Fremden haben es gespürt, denn Herr Nentwig bot ihm als freundliche Geste erst einmal eine Zigarre an, und die Brücke zur Verständigung war geschlagen.

Die Wohnungskommission hatte bei uns noch ein kleines Zimmer, den früheren Lehrlingsschlafraum, beschlagnahmt, und hier wohnten die Nentwigs fortan mehr als notdürftig. Bewundernswert war, wie sie ihr Schicksal annahmen. Rücksichtsvoll und bescheiden taten sie das ihre, um im guten Miteinander zu leben. Frau Nentwig bot oft ihre Hilfe an. Sie sah, wo es nötig war, da sie die Küche mitbenutzte. Ihr Mann war tagsüber auf einem landwirtschaftlichen Anwesen beschäftigt. Mit ihrem Aufenthalt bei uns von 1946 bis 1950 sind eigentlich nur gute Erinnerungen verbunden. Nicht vergessen ist der Ausspruch der vierjährigen Rosemarie, die einen ausgeliehenen Gegenstand holen sollte und mit den Worten zurückkam: „Tante Nentwig tät sich beschuldigen."

Die Familie zog 1950 nach Nordhorn, heute leben Frau Nentwig (84 Jahre) und ihre Schwester Ursula Heimann in Hannover.

Die Lebensmittel waren rationiert, das machte ständiges Aufsuchen und Anstehen in den Geschäften erforderlich. In diese Zeit fiel auch die Aktion „Care-Pakete" und wer Verwandte in Amerika hatte, war der glückliche Empfänger solcher Liebesgaben. Auch wir erhielten sie in Abständen und freuten uns vor allem über den so lange entbehrten Bohnenkaffee und den geliebten schwarzen Tee. Ich fuhr dann mit dem Rad nach Vlotho und empfing die Sendung auf dem Zollamt, nachdem die nötigen Formalitäten erledigt waren.

Nach und nach kamen unsere Werkstattmitarbeiter zurück. Auch ein Orgelbauer von der Neiße erhielt hier vorübergehend einen Arbeitsplatz und einen Bildhauer, der sich bewarb, stellte mein Vater ein in der vagen Vorstellung, die sachlich-schlichten Orgelgehäuse zukünftig wieder mit Ornamentik zu schmücken. Vorerst aber schnitzte Herr Nieweg Holzteller, Wandbilder und Leuchter, die reißenden Absatz fanden. Er kam täglich mit dem Fahrrad von Salzuflen, und unsere Mutter gab ihm die warme Mittagsmahlzeit.

Abb. 48: etwa 1960 - Besuch Frau Nentwig: v. l.n.r. Magdalene Prüßmeier, Frau Nentwig, Anna Steinmann, Marianne Steinmann

Und noch ein alter Wehrendorfer kam zurück, der Sohn des früheren Hauptlehrers unserer Volksschule, Otto Niehuß aus Berlin. Er war Pianist und beherrschte das Klavier meisterhaft. Mit unseren Eltern aus der Schulzeit bekannt, machte er ihnen nun einen Besuch und meine Mutter nahm die Gelegenheit wahr, ihn um Unterricht für ihre beiden Enkel Fritz und Hans-Heinrich sowie für mich zu bitten.

Sie war leider musikalisch nicht begabt und wir erinnern uns noch der Worte unseres Vaters: „Mutter, lass das Singen, du verdirbst den Kindern das Gehör.“ Sei es, dass sie dieses als Mangel empfand oder aber dass ihr die Ausübung von Musik wünschenswert, ja wichtig erschien, sie förderte unser Musizieren jedenfalls sehr, ungeachtet der unangenehmen Begleiterscheinungen, die das tägliche Üben der drei Schüler mit sich brachte. Herr Niehuß erwartete als Gegenleistung natürlich auch einige Naturalien, und ich höre noch den Seufzer meiner Mutter „Was gebe ich ihm heute nur mit?“ Ich habe aber schöne Musikstücke

erlernt wie „Impromptu“ von Schubert, „Polonaise“ sowie „Prelude“ in Des-Dur von Chopin, „Aufschwung“ von Schumann oder „Fantasie“ in c-Moll von Mozart.

Bald nach Kriegsende hatte mein Bruder durch einen entfernten Verwandten, der in der Horn-Kaserne in Frankfurt an der Oder arbeitete, Nachricht über seinen Aufenthaltsort geben können. Wir waren dankbar, dass er lebte, und im Spätsommer 1945 machten sich unser Vater und Schwiegertochter Annemarie auf die beschwerliche Reise, um ihn zu besuchen.

Im Jahre 1947 starb Frau Brocke. Ihr Mann siedelte daraufhin in ein Altenheim nach Volmarstein über. Der freigewordene Werkstattraum wurde später renoviert und diente Ausstellungszwecken. Die vielen Aufregungen, die Verantwortung für die große Familie und die Sorge um ein Durchkommen in privater und geschäftlicher Hinsicht waren an unseren Vater nicht spurlos vorübergegangen. Das Herz war geschwächt und meldete sich deutlich zu Wort, dass es der Schonung bedurfte.

Aber wie sich schonen in einer Zeit der Neuorientierung, wo täglich Entscheidungen zu treffen waren, alles nach tatkräftigen Händen verlangte und der Sohn diesem Wirkungskreis fern war? Es sollte noch geraume Zeit vergehen, ehe ihm Unterstützung zuteil wurde.

Abb. 49: April 1948 - Gustav und Anna Steinmann auf der Ruhebank am Busch.

Der Neuanfang

Die Reichsmark verlor immer mehr an Wert und wurde im Juni 1948 schließlich durch die Deutsche Mark ersetzt. Die Abwertung der Guthaben erfolgte im Verhältnis 1:10. Als Kopfgeld erhielt jeder Bürger vierzig D-Mark. Für den Betrieb bekamen wir als Starthilfe einen Bankkredit von neunhundert D-Mark.

Und nun begann der Wiederaufbau der Städte und der Wirtschaft. Der Marshall-Plan bildete die Grundlage. Vor allem aber entwickelten sich in unserem Volk ungeahnte Energien.

Mit Fleiß und Tatkraft wurde in den folgenden Jahren die neue Bundesrepublik Deutschland aufgebaut. Bemerkenswert sind auch die großen Leistungen der sogenannten „Trümmerfrauen“, in meinen Augen eine völlig falsche, ja diskriminierende Definition für ihren beispielhaften Einsatz.

In unserem Büro erschienen hin und wieder englische Soldaten, die Wünsche und Fragen hatten hinsichtlich der Ausstattung ihrer gottesdienstlichen Räume mit einem Kleininstrument. Die Verständigung war nicht immer leicht, und ich äußerte einmal mein Bedauern über mein mangelhaftes Englisch. Darauf der Offizier: „Sie besser englisch sprechen als ich deutsch.“ Dennoch suchte ich meinen alten Englischlehrer auf, um meine Kenntnisse aufzufrischen und zu erweitern.

Im Oktober 1948 kam mein Bruder aus russischer Gefangenschaft zurück. Ich sehe ihn noch in seiner jämmerlichen Aufmachung,, angetan mit einem alten Drillichanzug und in hölzernen Schuhen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, aber nach und nach erholte er sich von den Strapazen dieser entbehrungsreichen Jahre. Nun verliefen die Aufgaben zweigleisig. Den technischen Aufbau der Orgeln leitete der Vater, die klangliche Gestaltung der Sohn. Die vielen im Krieg zerstörten oder beschädigten Kirchen mussten wieder mit Instrumenten ausgestattet werden. Und so erlebte unser Berufszweig einen ungeahnten Aufschwung, der sich über viele Jahre hinzog.

Abb. 50: nach 1969 - Die Kreuzkirche zu Wehrendorf , vormals Notkirche in Bad Oeynhausen

Gleich nach dem Krieg startete die Schweiz eine Hilfsaktion und spendete kleine Kirchen für Gemeinden, die ohne Gotteshaus waren: Nach den Plänen des Architekten Professor Bartning wurden sie in Holzkonstruktion und schlichter Innenausstattung gebaut, die so genannten „Bartningschen Notkirchen“. Eine solche stand auch in der Paul-Gerhardt-Gemeinde Dortmund, für die wir unter Pastor Jung eine Orgel lieferten, eine weitere in dem von den Alliierten besetzten Staatsbad Oeynhausen.

Hier war die Auferstehungskirche durch Unachtsamkeit von Handwerkern über Nacht in Brand geraten und ein Raub der Flammen geworden. Die Notkirche wurde im Sültebusch aufgebaut und unter ihrem Dach erlebte ich 1951 die Aufführung der Johannes-Passion, die mich stark beeindruckt hat. Der Raum war bis auf den letzten Platz besetzt. In Vlotho war ein Bus eingesetzt und ich weiß noch, dass ich spät abends nicht mehr nach Hause kam und bei Familie Finkhäuser übernachten musste.

In späteren Jahren entstand dann in Oeynhausen am Ostkorso die neue Auferstehungskirche. Die dadurch freigewordene Notkirche

erhielt nach grundlegender Renovierung im Jahre 1969 ihren Standort in unserer Gemeinde.

Pastor Wagner hatte sich sehr dafür eingesetzt, und Wehrendorf bekam endlich nach langen vergeblichen Bemühungen Ersatz für ihre im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Kapelle. Auch die vorhandene Orgel wurde teils übernommen, teils - vornehmlich in ihrer äußeren Gestalt - erneuert. Das „Tüpfelchen auf dem ‚i'" aber war der seitlich vom Kirchengebäude angeordnete kupfergedeckte Glockenturm mit dem vergoldeten Hahn.

1947 wurde die Handwerker- und Industrie-Messe Hannover ins Leben gerufen, wohl als Alternative zu der Leipziger Messe, die durch ihre geographische Lage im sowjetischen Besatzungsbereich der unserer Region ferngerückt war. Hier stellten wir wieder eine Orgel aus. Ebenso ein Jahr später in Mittenwald, wo jedoch in der Hauptsache Hersteller von Blockflöten und Streichinstrumenten vertreten waren.

Bei beiden Ausstellungen war ich dabei und erinnere mich noch der anstrengenden nächtlichen Bahnfahrt nach Bayern auf harten Holzbänken und meines Eindrucks, als ich zum ersten Mal die Alpen sah.

Ich wies meinen Vater auf die vermeintlich tief hängenden Wolken hin, die ich staunend in der Morgendämmerung wahrnahm. Das seien die Bergmassive wurde ich dann belehrt.

Außerhalb der Ausstellungszeiten erkundeten wir soweit möglich den Ort und die Umgebung. Dabei kamen wir einmal mit einer Frau ins Gespräch, deren Mundart verriet, dass sie nicht einheimisch war. Wir erfuhren, dass ihr Mann als Polizist vor Jahren von Münster nach Mittenwald versetzt worden war und sie seitdem hier wohnten. Angesprochen auf den Vorzug in dieser herrlichen Bergwelt leben zu dürfen, erwiderte sie, dass sie sich sofort zu Fuß auf den Rückweg machen würde, da die Berge sie oftmals zu erdrücken drohten.

So ist nicht immer alles Gold was glänzt. Wir machten zum Schluss noch eine Wanderung ins Karwendel-Gebirge. Vater kam trotz seines kranken Herzens immerhin bis zu einer Höhe von 1200 m.

Wie schon früher erwähnt, brachten diese Ausstellungen für uns keine unmittelbaren Erfolge, auch diejenige in Mittenwald nicht. Aber jeder Besucher nahm doch den Eindruck des Besonderen mit und Prof. Matzke, der Initiator, bedankte sich denn auch herzlich für unsere Teilnahme.

Im Jahre 1951 gab es für uns eine außergewöhnliche Aufgabe. Durch die Hannoversche Freikirche erhielten wir den Auftrag zum Bau einer Orgel mit vierzehn Registern für die Evangelische Gemeinde Kirchdorf in Natal/Südafrika. Die kleinere Gemeinde des Nachbarortes, Lüneburg, sollte ein zweimanualiges Instrument bekommen, die Missionsstation Salem schließlich eine Kleinorgel erhalten.

Das größere Werk wurde nach Fertigstellung im Saal des Gasthofes „Felsenkeller“ in Vlotho spielfertig aufgebaut und in einer Feierstunde von KMD (Kirchenmusikdirektor) Schönstedt vorgestellt. Die Ansprache hielt Missionar Schildmann.

Zu dieser Feierstunde waren die umliegenden Gemeinden eingeladen, deren Chöre noch gesangliche Beiträge leisteten. Als Höhepunkt war der N.W.D.R, der Nord-Westdeutsche Rundfunk, mit seinem Übertragungswagen und Reporter Hasso Wolf erschienen. Die Aufnahme wurde später gesendet.

Der Versand der drei Orgeln erfolgte per Schiff. Unser langjähriger Mitarbeiter, Wilhelm Kracht, erklärte sich bereit, die Aufstellung zu übernehmen. Er startete zu diesem dreimonatigen Einsatz mit dem Flugzeug von Bremen aus – und das als frischgebackener Ehemann.

Eindrucksvolle Erlebnisse, viele Begegnungen, interessante Gespräche und herrliche Fotos waren Belohnung für gewissenhafte Erfüllung dieser Aufgabe. Als nach beendeter Montage die Orgel in Kirchdorf mit allen Registern erklang, kamen den farbigen Helfern ehrfurchtsvoll die unvergesslichen Worte über die Lippen: „So muss es im Himmel sein!“

Abb. 51 und 52: Orgeln für den Export nach Südafrika

Abb. 53: um 1935 - Anwesen Steinmann, links vorne Wohnhaus und Werkstatt von 1910, rechts außen und dahinter Erweiterung Produktionsbereich

Schmerzlicher Abschied

Die Gesundheit unseres Vaters ließ merklich nach. Zur Stützung des Herzens nahm er über lange Zeit das Herzmittel „Digitoxin“. Aber immer häufiger klagte er über ein wehes Gefühl, das sich über die ganze Brust erstrecke. Da riet der homöopathische Arzt, Dr. Reckeweg, Herford, zu einer Kur im Dr.-Schüßler-Sanatorium Hahnenklee.

Hier wurde durch Saft- und Obsttage der Körper völlig entwässert und durch Herzkompressen eine gewisse Beruhigung des kranken Organs erreicht. Voll des Lobes war er von diesem Haus, angefangen bei dem jungen Arzt, über das gesamte Personal bis hin zu der ausgewogenen, gesunden Ernährung. Sicher hat die ausgezeichnete Atmosphäre sehr zu seinem Wohlbefinden beigetragen. Wie froh waren wir und gönnten ihm von Herzen diese Zeit der Ruhe und Entspannung. Wir kannten ja keine Krankheit an ihm und ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals bettlägerig erlebt zu haben.

Nach Hause zurückgekehrt, führten wir die Lebensweise in dieser Form fort. Über eine geraume Zeit konnte der Status auch erhalten bleiben. Berufliche Aufgaben wurden in kleinerem Umfang wieder erledigt und sogar kürzere Fahrten mit dem Auto unternommen. Auch nahm der Vater an der Einweihung der Orgel in St. Marien, Dortmund, teil. Dorthin fuhr er allerdings mit der Bahn.

Indessen war das Herz so geschwächt, dass sich schon nach einiger Zeit die bekannten Symptome wieder einstellten. Der Arzt riet nun zu einem Krankenhausaufenthalt in Herford, wo in der Inneren Abteilung unter der Leitung von Prof. Rietschel wiederum eine Besserung eintrat. Die Stationsschwester, eine Betheler Diakonisse, war in der Betreuung und Fürsorge so umsichtig und liebevoll, dass ich ihr bis heute ein dankbares Andenken bewahre.

In der Folgezeit wechselte das Befinden unseres Vaters in ständigem Auf und Ab. Er hatte an Gewicht verloren, und die Krankheit hinterließ deutliche Spuren in seinem Gesicht, so dass Pfarrer Fliedner aus Ostscheid bei einem Besuch in unserem Büro ein entsetztes „Herr Steinmann!“ entfuhr. Immer häufiger musste der behandelnde Arzt, Dr. Hempel (auch Badearzt in Bad Seebruch), um einen Besuch gebeten werden. Kurzfristig brachten dann stärkere Medikamente oder Injektionen Hilfe, aber grundlegend bessern ließ sich der Zustand nicht. Nach Aussage der Ärzte war das Herz so vergrößert, dass es sich nahezu über den ganzen Brustkorb erstreckte und folglich seine Funktion stark eingeschränkt war.

In der häuslichen Pflege ließen wir es an nichts fehlen. Die Flüssigkeiten, die er zu sich nahm und die er ausschied, wurden täglich gemessen und notiert. Das Gewicht musste zur Entlastung des Herzens niedrig gehalten werden, ich glaube, es lag bei 60 kg. Da der Appetit nachließ, wurde die Nahrung durch Stärkungsmittel und Säfte ergänzt. Der geliebte Bohnenkaffee war aber stets willkommen.

Als sich das Leiden im Advent 1952 weiter verschlimmerte, hielt der Hausarzt nochmals eine stationäre Behandlung im Krankenhaus für notwendig.

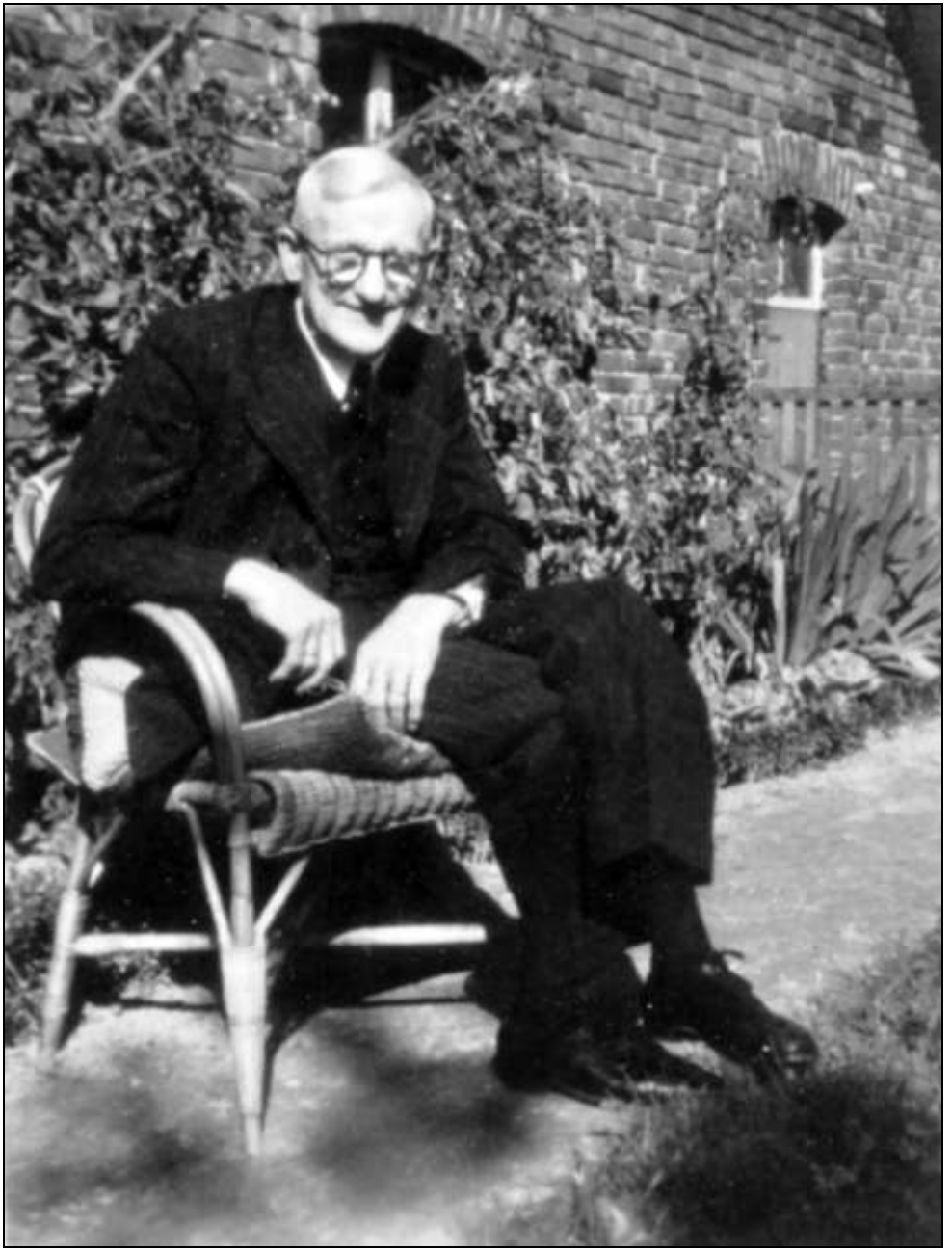

Abb. 54: vor 1953 - Gustav Steinmann

Erstaunlicherweise trat nach einigen Tagen wiederum eine Besserung ein, so dass wir voller Hoffnung waren. Auch unser Vater war zuversichtlich und freute sich, als er kurz vor Weihnachten entlassen wurde. Lächelnd, wenn auch von schwerer Krankheit gezeichnet, betrat er das Haus und wir konnten gemeinsam den Heiligen Abend und das Christfest begehen. Doch jeder spürte, es würde das letzte sein, das wir mit unserem lieben Vater erleben durften.

Schon bald nach den Festtagen trat der alte Zustand wieder ein und die Schwäche nahm zu. Erschwerend kamen die nächtlichen Schlafstörungen hinzu. Neigte sich der Körper im Schlaf zur linken Seite, so dass das Herz eingeengt wurde, schreckte der Kranke plötzlich auf und stöhnte laut. So saß auch nachts stets jemand an seinem Bett, um dieses zu verhindern. Tagsüber saß er im Holländerstuhl in der Wohnstube oder lag dort auf der Chaiselongue.

Es war erschütternd und ich werde es nie vergessen, dass er auf diesem Ruhesofa, als die Krankheitsnot so groß war, seufzend die bekannten Luther-Worte hervorbrachte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!“

Einmal kamen ganz unvermittelt die beeindruckenden Worte aus seinem Mund „Ich habe Heimweh“. Wir wussten, was er meinte. Zu unserer Mutter, die sich sehr um ihn bemühte, sagte er plötzlich „Mutter, du bist gut“.

Bei unseren Verwandten, den Bauersleuten Wintermeier auf dem Winterberg, waren zu einem verlängerten Weihnachtsbesuch Konrad Richter und Frau Lissi aus Hamburg zu Gast. Richters sind mit uns durch eine Cousine unseres Vaters verwandt. Konni hatte gerade sein Medizinstudium abgeschlossen und das Staatsexamen bestanden.

Als er unseren Kranken besuchte, bot er uns spontan seine Unterstützung bei der Pflege an, die wir gern annahmen. Die Ereignisse und den Krankheitsverlauf hat er in einem Bericht festgehalten. Für seinen Beistand in jenen schweren Tagen und für die wertvollen Aufzeichnungen werden wir ihm immer zu Dank verpflichtet sein.

Es war in den ersten Januartagen, als ich am Krankenbett saß. Fast dauernd waren die Augen meines Vaters geschlossen. Ich nahm seine Hand und bat ihn, er möge mich doch noch einmal ansehen. Da machte er unter großer Anstrengung und zum letzten Mal die Augen weit auf. Meinem Bruder, den wir von einer Montage in Erkenschwick zurückgerufen hatten, legte er segnend die Hand auf.

Am 5. Januar 1953 bei Anbruch des Tages ging unser lieber Vater aus der Zeit in die Ewigkeit. Er wurde nur 67 Jahre alt.

Lissi Richter schrieb uns in ihrem Beileidsbrief den schönen Vers von Matthias Claudius:

„Friede sei um diesen Grabstein her,
sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr“

Nachruf im „Vlothoer Wochenblatt“ (Verlag Wilh. Meyer):

Orgelbauer G. Steinmann †

f. Vlotho. Der Ruhm eines Menschen verblasst vor seiner Leistung. In bescheidener Zurückgezogenheit in dem stillen Wehrendorf, vollendete Orgelbauer Gustav Steinmann im Alter von 67 Jahren sein Leben, das gesegnet war durch eine ungewöhnliche Leistung, die seinen Namen in alle Erdteile, gleichsam im jubelnden Klang seiner Meisterwerke, hinaustrug. Seine von namhaften Persönlichkeiten gerühmten Instrumenten erklingen im gesamten Heimatgebiet, in vielen benachbarten Ländern und auch in Afrika und Übersee.

Die weitere Entwicklung

Der Platz des Vaters in unserer Familie war leer. Man meint, alles müsse stillstehen und sich der Trauer hingeben. Aber das Leben geht weiter und fordert unerbittlich die Erfüllung der uns gestellten Aufgaben.

Abb. 55: o. J. Dr.-Schüßler-Sanatorium Hahnenklee Bockswiese

Im Dr.-Schüßler-Sanatorium versuchte ich, ein wenig Abstand zu den Ereignissen zu gewinnen. Hier erholte ich mich in kurzer Zeit so gut, dass ich mit neuen Kräften und Energien zurückkam und die Familie erstaunt eine Veränderung an mir vernahm.

Meine Gedanken beschäftigten mich fortan und gaben meinem Leben wieder Sinn und Inhalt. Es galt ja viel Versäumtes vor allem in der Literatur nachzuholen. Manche Anregung dazu gaben auch die Vorträge des Holzhausener Pfarrers Dr. Rocke, die dieser regelmäßig vor einem kleinen Interessenkreis in der Vlothoer Bürgerschule hielt. Dann wurden uns Leben und Werke berühmter Schriftsteller, wie Gertrud von le Fort, Annette von Droste-Hülshoff oder Wilhelm Raabe nahegebracht.

Unangenehm war der Rückweg am späten Abend. Die letzte Straßenbahn fuhr um 22:15 Uhr, meistens war ich der einzige Fahrgast, der an unserer Haltestelle ausstieg. Ängstlich und schnellen Schrittes legte ich in der Dunkelheit den Fußweg von fünfzehn Minuten zurück.

Aber Pastor Rockes Vorträge machten mir diese Begleiterscheinungen zur Nebensache. Tief eingeprägt hat sich mir der Raabe-Vortrag.

Es hatte zwischenzeitlich geschneit und die Elektrische fuhr durch die stille Winterlandschaft, die wie verzaubert dalag. Eine dicke Schneedecke hatte sich auf Häuser und Bäume gelegt, und die Zweige der Sträucher hingen unter ihrer Last tief herunter. Ich war von diesem Anblick so beeindruckt – wohl das Gemeinschaftswerk von Kunst und Natur – dass ich nach Ankunft zu Hause, zusammen mit meiner Mutter, diese Idylle noch einmal bewundern musste. Auch Pastor Barth von der reformierten Gemeinde lud hin und wieder zu Vortragsabenden ein. Er bevorzugte Shakespeare und verstand es auf seine Art, die jungen Menschen zu fesseln.

Als im Sommer 1953 in der Familie meines Bruders das dritte Kind, der Sohn Friedrich-Wilhelm geboren und mehr Wohnraum benötigt wurde, räumte ich mein Zimmer und zog in die untere Etage zu meiner Mutter. Obwohl ich den eigenen Schlafraum entbehrte, brachte mir das Zusammenrücken durch Gedankenaustausch, Berichte aus früher Zeit und manchen guten Rat so viel Gewinn, dass ich diesen Abschnitt in meinem Leben nicht missen möchte. Erst jetzt begriff ich eigentlich so recht, wie manches Opfer unsere Mutter der großen Familie und dem umfangreichen Hauswesen durch Jahrzehnte hindurch gebracht hat, selbst immer bescheiden und sich nie in den Vordergrund stellend.

Wie oft denke ich heute über so manchen Ausspruch von ihr nach, wenn ich beispielsweise ein Geschenk einpackte und es am liebsten selbst behalten hätte, sagte sie: „Dann ist es gerade das Richtige.“ Oder als ich einmal eine Zurücksetzung durch eine befreundete Person beklagte. „Gehe du deinen geraden Weg, was der andere dann tut, hat er selbst zu verantworten.“ Dafür sei ihr über das Grab hinaus gedankt.

In den fünfziger Jahren machte ich meine ersten größeren Reisen: auf die nordfriesische Insel Amrum, nach Ruhpolding/Bayern und von dort weiter nach Meran und Venedig; dann ins Engadin nach Silvapla-

na, wo wir auf einer Wanderung in ein Schneegestöber kamen und uns auf dem Rückweg fast verirrt hätten. Hier wie auch später in Grindelwald, von wo es mit der Seilbahn auf die Höhe ging, erlebte ich die unbeschreiblichen Naturschönheiten der Schweiz. Wie klein und hilflos steht der Mensch diesen gewaltigen Bergmassiven gegenüber, die in gleicher Weise begeistern und bedrohen können. In lebhafter Erinnerung geblieben ist mir ein Tourist, welcher still und mit gefalteten Händen unter einem Kreuz stand, mit Blick auf die Bergriesen Eiger, Mönch und Jungfrau, Kaspar David Friedrichs unvergleichliches „Kreuz im Gebirge“ verkörpernd. Soviel Freude und Eindrücke diese Reisen hinterließen, ich muss gestehen, dass ich die Rückkehr in die Heimat stets dankbar als Geschenk empfand.

Im Jahre 1957 wurde der erste Abschnitt des Werkstattneubaues durchgeführt. Die alten Räume entsprachen nicht mehr den Erfordernissen und den Vorschriften. Für die etwa zwanzig Mitarbeiter waren nun bessere Arbeitsverhältnisse geschaffen. Auch führten wir im Büro statt der doppelten amerikanischen Buchführung das Durchschreibeverfahren ein. Sonst aber lief noch alles in den alten Geleisen. Ich holte nach wie vor wöchentlich das Lohngeld mit dem Fahrrad von der Spar- und Darlehenskasse Valdorf.

Lag einmal Dringendes vor, rief ich meine frühere Mitschülerin Hermine Wind an, die neben dem Kassenleiter die einzige Angestellte dieses Geldinstituts war und in unserem Dorf wohnte. Sie brachte dann das Gewünschte mit. Und wenn wir gerade am Mittagstisch saßen, luden wir sie zum Mitessen ein. So half jeder jedem, wodurch auch die mitmenschlichen Beziehungen gepflegt wurden.

Es war wohl auch Hermine Wind, die den Anstoß dazu gab, dass ich 1958 die Führerscheinprüfung ablegte. Fritz Taake, über Jahrzehnte der einzige Fahrlehrer in Vlotho, bildete uns in Theorie und Praxis aus. Und so saß ich noch einmal auf der Schulbank.

Da die Landwirtschaft sich in jenen Jahren vom guten alten Pferdegespann auf Traktoren umstellte, mussten die Bauern den Führerschein der Klasse IV erwerben. Wir hatten auch einen Landwirt in der Grup-

pe, der bei der theoretischen Prüfung eine Frage nicht beantworten konnte. Der Prüfer führte zur Erläuterung fiktiv eine Verkehrssituation im Stadtbereich an. „Wie verhalten Sie sich mit Ihrem Fahrzeug dann?“ Spontan kam die Antwort: „Da fahre ich doch gar nicht hin!“ Recht hatte der Bauer, denn er wollte ja nur auf seine Felder, aber geholfen hat ihm der Einwand nicht. Alle schmunzelten, der Prüfer auch, und das lockerte die Prüfungsspannung wohltuend auf. Ja, den Führerschein hatte ich nun, aber das Gute kam erst viel später. Zur Finanzierung des ersten VW-Käfers habe ich über lange Zeit monatlich zweihundert D-Mark gespart.

Zurückblickend und im Vergleich zu den heutigen Verhältnissen und Ansprüchen, geht es mir nun wie damals meiner Mutter, wenn sie so oft sagte „Ich komme nicht mehr mit.“

Eine neue Aufgabe

Den Sommer-Urlaub 1957 hatte ich noch einmal zu einer Kur im Dr.-Schüßler-Sanatorium genutzt. Neben den üblichen Anwendungen müssen als Besonderheit die täglichen Vorträge des leitenden Arztes erwähnt werden. Sie umfassten nicht nur die Krankheiten selbst und ihre Behandlung, sondern auch sehr lehrreiche Inhalte ihrer Ursachen. Eine neue-alte Definition von Gesundheit ist ja die Arbeit an sich selbst als zweckfreie Amplifikation der Seele, wie es in der Fachsprache heißt. Beispiele und Literaturhinweise regten zu weiterem Nachdenken an.

Diese Vorträge waren mir stets sehr wichtig und ich versuchte, das Gehörte in meinem Alltag umzusetzen. Daher entschloss ich mich auch, im Kirchenchor unserer Gemeinde zukünftig mitzusingen. Geleitet wurde dieser damals von Schülern der Kirchenmusikschule Herford.

Das Singen machte mir viel Freude, so dass ich auch privat noch Gesangsunterricht bei Frau Kochen-Meister, einer Dozentin der Musikschule, nahm. Etwa eineinhalb Jahre fuhr ich an jedem Sonnabend zur Übungsstunde und denke noch gern an diese Zeit zurück.

Sehr schöne Musikstücke haben wir damals erarbeitet: Bach-Schemellis „Geistliche Lieder“, Peter Cornelius „Weihnachtslieder“, Georg Philipp Telemanns „Kleine Kantate von Wald und Au“, Karl Marx' Kammerkantate „Frühlingstau in deinen Augen“, von Michelsen das Geistliche Konzert „Was betrübst du dich meine Seele“. Es wurden auch manchmal musikbezogene Gespräche geführt. So erwähnte ich einmal, dass mich nach den Übungsstunden die Gesellschaft anderer störe und ich dann lieber allein sei. Da antwortete sie mit den Worten ihres Mannes, der immer gesagt habe: „Wenn das Zwerchfell arbeitet, wird die Seele des Menschen berührt.“

Leider ging Frau Kochen dann an das Mozarteum Salzburg, wodurch mein Unterricht bei ihr beendet war.

Zwei Jahre hatte ich im Chor mitgesungen, als ich eines Tages gefragt wurde, ob ich bereit sei, die Leitung zu übernehmen. Der ständige Wechsel der Musikschüler und die damit verbundene Umstellung auf immer wieder andere Personen, hatte sich auf den Chor nicht günstig ausgewirkt. Die Stelle sollte daher möglichst von einem Gemeindemitglied besetzt werden. Ich war überrascht und wehrte zunächst ab, da dieses für mich völliges Neuland war und ich mich einer solchen Aufgaben nicht gewachsen fühlte. Aber auch Pastor Wagner ließ nicht nach und behauptete, wenn ich meine Bedenken äußerte: „Sie können das“. Mein Zögern hielt er dann wohl für Zustimmung und meldete seine Frau und mich kurzerhand zu einer gerade angebotenen Singefreizeit in Kierspe/Sauerland an.

Das Haus gehörte der Frauenhilfe und den Kurs leitete KMD Oswald Schrader, mit dem wir auch geschäftlich Verbindung hatten. Wir probten dort hauptsächlich dreistimmige Sätze für Frauenchor, übten uns aber auch im Dirigieren. Der Taufbefehl nach Matth. 28, 18 – 20, von Schrader selbst vertont, gefiel uns besonders gut, und wir singen ihn seither alljährlich im Konfirmations-Gottesdienst.

Der Einstieg in die Arbeit war dann aber recht mühsam und das Ergebnis nicht immer befriedigend. Die Aussage eines Experten, es gebe keinen schlechten Chor, sondern nur schlechte Chorleiter, verfolgte

uns oft. Aber die Sänger hatten Geduld mit mir, und Wagners haben mir immer wieder Mut gemacht. Wir sangen zunächst einfache Sätze aus dem „Gölz“. Und zum Einüben der einzelnen Stimmen diente ein altes Harmonium. Besonders aufregend waren natürlich die ersten Einsätze im Gottesdienst. Eine unruhige Nacht ging voraus und zu der bangen Frage, ob es wohl gelingen würde, kam die eigene Nervosität, die sich wiederum auf den Chor übertrug. Starkes Herzklopfen, kalte und feuchte Hände gehörten als unangenehme Begleiterscheinungen stets dazu. Not bereitete mir auch oft das Bestimmen des Anfangs-Akkordes vom „a“ der Stimmgabel.

Die Orgel in unmittelbarer Nähe vermittelte dann eine gewisse Beruhigung. War ein Vortrag einmal nicht zufriedenstellend, trösteten wir uns mit dem Kommentar „damit wir nicht übermütig werden“. Kam aber ein besonderes Lob oder ein Dank aus der Gemeinde, weckte das erneut unsere Freude an dem Dienst.

Des öfteren lud Kreiskirchenmusikwart Heidbreder die Chorleiter des Kirchenkreises, die ja durchweg Laien waren, zu fortbildenden Zusammenkünften ein. Da die meisten von ihnen berufstätig waren, fanden diese Sonnabendnachmittags statt.

Alle zwei Jahre veranstaltete Herr Heidbreder auch ein gemeinsames Treffen aller Chöre der Synode. Ein Doppelchor und ein Favoritchor musizierten dann Sätze alter und neuer Meister. Diese Feierstunde in der Oeynhauser Auferstehungskirche, der jeweils intensive gemeinsame Proben vorausgingen, erfreute Mitwirkende und Zuhörer in gleicher Weise und gab uns für unsere Arbeit immer wieder neuen Aufschwung.

Wir wagten uns nun auch an anspruchsvolle Sätze, wie die Kantate von Helmut Walcha „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ für Chor, Bläser und Orgel. Hierdurch ermutigt folgten die „Thüringer Motetten“, die uns durch die unterschiedlichen Text-Unterlegungen zunächst einige Schwierigkeiten bereiteten. Es ist uns aber gelungen und sie sind so wunderschön, dass der Chor sie noch heute gern singt.

Abb. 56: Adventsfeier 1960 - Marianne Steinmann (rechts) leitet den Wehrendorfer Kirchenchor.

Zu Weihnachten haben wir diverse Male die Motette von Dedekind „Gelobet sei der da kommt“ für Chor, Einzelstimme, Cello und Orgel vorgetragen. Dazu leistete das Positiv im Altarraum gute Dienste.

Mir fiel mir auf, dass sich unsere westfälische Mundart in ihrer breitgezogenen Ausdrucksweise bei Gesangsvorträgen unschön anhörte. Ich machte den Chor darauf aufmerksam, und nahm an einem Sprechkursus der VHS in Herford teil, um zuerst meine eigene Stimme und Aussprache zu kontrollieren und zu korrigieren.

Etwa zwanzig Einsätze hatten wir im Jahr, sangen aber auch in anderen Gemeinden, wenn Beziehungen dorthin bestanden. So geschah es 1980 in Steinhude, 1981 in Göttingen, 1983 in Brockhagen und 1985 in Braunschweig. Im Festgottesdienst zur Jahresfeier des CVJM in Exter wirkt unser Chor regelmäßig mit.

Es wäre noch vieles aus meiner langjährigen Tätigkeit zu berichten, aber das würde hier den Rahmen sprengen. Es ist mir jedoch ein Anliegen, an dieser Stelle die Treue, die Einsatzbereitschaft und das Wohlwollen der einzelnen Chormitglieder besonders herauszustellen. Sie haben so nicht nur dem großem Ziel, dem Lobe Gottes gedient, sondern auch dazu beigetragen, einem einzelnen Menschen, ihrer Chorleiterin, zu mehr Selbstvertrauen und damit zur Identitätsfindung zu verhelfen. Dafür sei ihnen von Herzen Dank gesagt.

Anfang der 80er Jahre hatten sich mehrere junge Menschen unserer Gemeinde der Kirchenmusik zugewandt, um sie hauptberuflich auszuüben. Das veranlasste mich, nach ihrer Ausbildung mein Amt 1984 zur Verfügung zu stellen. Aber wenn ich in meiner 25-jährigen Tätigkeit den Chor auch nicht auf das heutige Niveau bringen konnte, so glaube ich doch, ihn auf seinem Weg dorthin fördernd begleitet zu haben. Bei meiner Verabschiedung zitierte ich Friedrich Rückert:

„Füge dich der Zeit, erfülle deinen Platz
und räum' ihn auch getrost, es fehlt nicht an Ersatz."

Abb. 57: 1981 - Zum 90. Jahresfest der kirchlichen Vereine Wehrendorf. Marianne Steinmann in der zweiten Reihe von vorne (Bildmitte, in schwarzer Jacke).

Abb. 58: o. J. „Unsere Kleinbahn-Haltestelle Hollwiesen-Wehrendorf“

Höhen und Tiefen

Die Jahre von 1960 bis 1970 waren in persönlicher, familiärer und geschäftlicher Hinsicht ein bewegtes und ereignisreiches Jahrzehnt. Zwei Neffen und eine Nichte heirateten und gründeten einen eigenen Hausstand. So war es im Hause wieder ruhiger.

1962 wurde die Herforder Kleinbahn, die stündlich zwischen Vlotho, Salzuflen, Herford und Wallenbrück verkehrte, und auch unseren Ort berührte, stillgelegt. Ich kannte sie noch als Dampflokomotive und erinnere mich an das Warnschild vor Überquerung der Straße „Halt, wenn das Läutewerk der Lokomotive ertönt.“

Nun fuhr sie zum letzten Mal, mit Girlanden geschmückt und in kurzen Abständen ihr Signal ertönen lassend, ein wehmütiger Abschied von einem alten, liebgewordenen Verkehrsmittel. Wie manchen Gast haben wir dort abgeholt und wieder verabschiedet. Besucher aus der

Stadt bezeichneten die Haltestelle manchmal scherzhaft als „Hauptbahnhof Hollwiesen-Wehrendorf“.

1963 nahm ich manchmal Orgelunterricht bei dem Kantor der Jakobi-Gemeinde Herford, Herrn Krefis. Ich wollte es hierin gern zu einem ersten Abschluss bringen. Aber es stand wohl kein guter Stern über meine Bemühungen; ein Jahr später verstarb Herr Krefis ganz plötzlich. Es war ein ergreifendes Bild, als seine Frau mit den drei, sich noch in der Schule und Ausbildung befindlichen, Söhnen dem Sarg folgte. Ich habe sie später manchmal in ihrem alten Kantorhaus besucht, einem grundlegend renovierten Fachwerkbau, der mich ganz begeisterte.

Auch ihr habe ich viel zu danken, da sie mich oft in Fragen der Chorarbeit beraten und mir auch Notenmaterial zur Verfügung gestellt hat. Wie schön, dass sie nach Jahren den größten Wunsch ihres Mannes, die Erneuerung der Jakobi-Orgel im alten restaurierten Gehäuse, erleben durfte. Da die Gemeinde ihr das Organistenamt übertragen hatte, assistierte sie unserem Intonateur Fritz Zinsser oft bei der Intonation. Dabei muss wohl manches gutes Gespräch geführt worden sein, denn als uns 1976 ihr Tod angezeigt wurde, war Herr Zinsser bestürzt und sagte nur : „Sie war eine (Engel) Heilige.“

Im Jahre 1963 musste unsere Mutter in ihrem 74. Lebensjahr noch an der Schilddrüse operiert werden, die die Luftröhre eingeengt und dadurch asthmatische Erscheinung verursacht hatte. Der Eingriff verlief zu unser aller Erleichterung ohne Komplikationen. Das Weihnachtsfest musste sie aber im Krankenhaus verbringen. Der Chirurg, Dr. Lassen, mit dem ich einmal am Krankenbett zusammentraf, stutzte bei der Begrüßung: „Ach, Sie haben es ja auch, warten Sie nicht so lange wie die Mutter.“ Die Schilddrüse machte mir zwar noch keine akuten Beschwerden, dennoch entschloss ich mich im Mai des folgenden Jahres zur Operation.

In dieser Zeit wurden die Vorbereitungen zum zweiten Bauabschnitt der Werkstatterneuerung getroffen. Die Aufträge häuften sich, wir hatten Lieferzeiten von fünf bis sechs Jahren und seufzten manchmal

unter der Bedrängnis eingegangener Termine und ordnungsgemäßer Abwicklung. Um den Verpflichtungen in etwa pünktlich nachzukommen, erweiterten wir die Zahl der Mitarbeiter nach und nach auf dreißig.

Erstmalig gehörten als Halbtagskräfte nun auch einige Frauen dazu, die sich in die Fertigung von Kleinteilen wie Pulpeten, Belederungen und Befilzungen der Ventile, Austuchen und Montieren der Klaviaturen und vielen anderen außerordentlich geschickt einfügten. Auch im Umgang mit den männlichen Kollegen wirkte sich ihre Anwesenheit positiv aus. Es wurde gemeinsam geschafft und gefeiert, Erfreuliches und weniger Erfreuliches miteinander geteilt.

Diese Jahre waren der absolute Höhepunkt seit Bestehen unserer Werkstatt. Wir erlebten eine nie für möglich gehaltene Entwicklung in Industrie und Wirtschaft - das berühmte „Wirtschaftswunder“, das auch unserem Handwerkszweig eine Blütezeit bescherte. Im Durchschnitt stellten wir pro Jahr achtzehn neue Orgeln in verschiedenen Größen her, zum Teil sehr reizvolle und dankbare Aufgaben.

Eine ganze Reihe davon ist in unserer Jubiläums-Broschüre von 1985 näher beschrieben. Wir bemühten uns auch ständig um Verbesserungen in Präzision, Spieltechnik und Tonansprache, was von Sachberatern und Organisten begrüßt und gelobt wurde. Davon geben viele Gutachten Zeugnis.

Aber auch falsche Wege wurden beschritten. So die Verwendung von Schaumgummi für Ventile, von flexiblen Rohren für die Windleitungen. Korrekturen sind hier aber relativ einfach und zum großen Teil nachträglich schon vollzogen. Gottlob haben wir aber nie die Herstellung von Kunststoff-Windladen in Erwägung gezogen, denn es sollte sich schon bald herausstellen, dass dieser Werkstoff für die Windladen, das Kernstück einer Orgel, völlig ungeeignet ist.

Die 1966 fertiggestellten Werkräume in Atrium-Bauweise ermöglichten eine wirtschaftlich und technisch optimale Abwicklung des Arbeitsprogrammes. Leider fiel der große Garten mit allen Obstbäumen dieser Baumaßnahme zum Opfer.

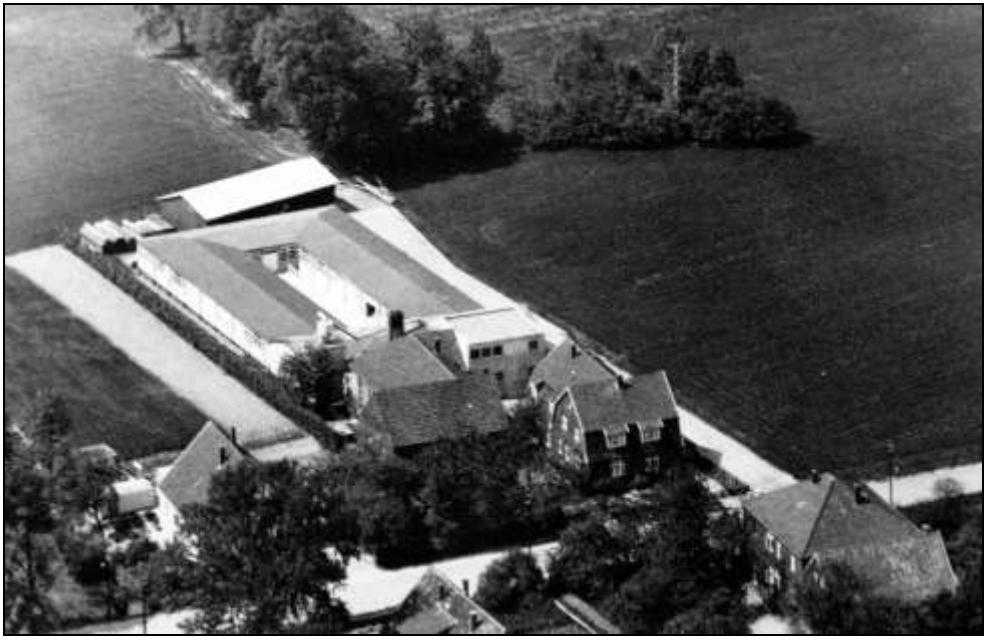

Abb. 59: 1966 - Orgelbauwerkstatt nach dem Umbau

Im Herbst 1966 schlug das Schicksal noch einmal hart zu. Unsere Mutter hatte sich bei einem Dampfbad schwere Verbrennungen am Oberschenkel zugezogen. Nach vierwöchiger Pflege zu Hause mussten wir sie ins Krankenhaus geben, wo nach kurzer Zeit eine Lungenentzündung ihrem Leben ein Ende machte. Eine Mutter zu verlieren ist immer schmerzlich, auch wenn sie sich im vorgeschrittenen Alter befindet. Zudem war sie aber so sehr die Seele des Hauses, dass ihr Tod eine große Leere in unserer Mitte hinterließ. Dr. Lassen schrieb uns sehr mitfühlend: „Sie war für mich eine christliche Persönlichkeit, die tiefe Demut mit größter Energie und Zielstrebigkeit vereinte, die um die schweren Dinge des Lebens gewusst hat und immer klar und gottergeben, dass zum Leben auch das Suchen gehört. Sie haben viel verloren."

Der Volksmund sagt: „Ein Unglück kommt selten allein." Das sollte sich auch in unserem Haus bewahrheiten. Acht Monate, nachdem wir die Mutter zu Grabe getragen hatten, starb ganz unerwartet auch die

Frau meines Bruders. Nach einer Operation war der Darm nicht wieder in Funktion getreten und es wurde ein weiterer Eingriff vorgenommen. Nach der zweiten Narkose hat sie dann das Bewusstsein nicht wiedererlangt. Erst 49 Jahre alt musste sie ihre Familie, darunter den jüngeren 14-jährigen Sohn zurücklassen

Diese beiden Todesfälle zogen große Veränderungen nach sich. Mein Bruder baute am Stadtrand von Vlotho ein Einfamilienhaus, sein Sohn kam in die Familie des Schwagers, meine Schwester und ich bezogen jede eine eigene Wohnung im neuen Bürogebäude.

Das alte Wohnhaus, unter dessen Dach sich so viel Leben abgespielt, das gute und böse Zeiten gesehen hatte, stand nun verlassen und leer. Zurückblickend auf jene von Freud und Leid geprägten Jahre fällt mir das Dichterwort ein:

> „Licht und Schatten muss es geben, soll das Werk vollendet sein,
> wechseln müssen drum im Leben tiefe Nacht und Sonnenschein."

Ein tröstliches Wort, in dem wohl eine tiefe Wahrheit verborgen liegt.

Abb. 60: o. J. „Das alte Wohnhaus stand nun leer ..."

Schwierigkeiten

Trotz der überaus günstigen Auftragslage zeigte sich im Geschäft aber auch Unerfreuliches. Ich will versuchen, einiges davon zu beschreiben.

Die so genannte Elektronenorgel, die ihren Klang auf elektroakustischem Wege erzeugen, hielten hier und da nun auch in den Kirchen Einzug. Ihre Hersteller, versierte Leute in der Unterhaltungs-Industrie, verwandten werbewirksam unsere spezifischen Fachbezeichnungen wie „Orgel, Register, Prospekt". Ja, sie scheuten sich nicht, ihre technischen Geräte mit aus stummen Orgelpfeifen bestehenden Prospekten zu versehen.

Die Landeskirchenämter konnten die Anschaffung dieser Imitation der „Königin der Instrumente" zwar nicht untersagen, bezuschussten sie aber nicht. Doch da der Preis weit unter demjenigen für eine Pfeifenorgel liegt, war das für die interessierten Gemeinden kein Hinderungsgrund zum Erwerb. Der Bund Deutscher Orgelbaumeister (BDO) führte zwar einen Prozess, um den Elektronium-Herstellern das Recht abzusprechen, ihre Erzeugnisse als Orgeln zu bezeichnen und gab diese Aufkleber an seine Mitglieder heraus:

Abb. 61:

Und eine weitere Erschwernis trat wieder stärker in Erscheinung, die Konkurrenz. Jüngere forsche Orgelbauer, die sich entweder selbständig gemacht oder bestehende Werkstätten übernommen hatten, traten bei Bewerbungen auf, wurden hier und da protegiert und drängten so in einige unserer Kundengemeinden.

Wenn das auf faire Art geschieht, ist dagegen im Grunde nichts einzuwenden; das ist der freie Wettbewerb, der nur zu Höchstleistungen anspornt. Wenn aber in eigener Werkstatt erbaute Instrumente von anderen betreut werden und auch nach intensiver Bemühung nicht wieder zurückzuholen sind, ist das schmerzlich. Durch die große An-

zahl an Neubauten geschah es ja, dass der Inspektionsdienst manchmal vernachlässigt wurde. Ich denke da an Hiltrup bei Münster, an Amelunxen und Brakel, Kreis Höxter. Trotz mündlicher und schriftlicher Erklärungen änderte man dort aber nicht die getroffene Entscheidung. Sei es, dass das Presbyterium übergangen wurde oder dass in diesem Gremium nun jüngere Menschen auftraten, die sich profilieren wollten. Erstmalig war erkennbar, dass die Nachkriegsgeneration mit neuen Wertvorstellungen die Zukunft bestimmen sollte und alte Traditionen weithin in Frage gestellt wurden.

Das bestätigte sich denn durch die Studentenunruhen 1968. Ich erinnere mich, dass die (Epiphanier) Lukas-Gemeinde in Münster, für deren Universitätskirche wir eine neue Orgel bauten, vom Auftrag zurücktreten wollte, weil sie Proteste der Studenten befürchtete, die neuerdings auch mit Parolen wie „Wollt Ihr Geld für Orgeln geben, ermöglicht andern erst das Leben“ die Kirchengemeinden verunsicherten. Die Münstersche Orgel befand sich aber bereits im technischen Aufbau. Es erfolgte nach Lieferung dann auch nicht die übliche Einweihung; das Instrument wurde in einem normalen Sonntags-Gottesdienst ohne jegliche feierliche Zeremonie in den Dienst der Gemeinde gestellt.

Noch ein Drittes und vielleicht am schwersten wiegende, ist zu erwähnen: Die Westfälische Landeskirche, unser Haupt-Auftraggeber, erließ Ende der 60er Jahre einen generellen Investitionsstopp. Durch die Verselbständigung vieler Gemeinden war eine große Anzahl von neuen Gemeinde-Zentren entstanden, welche Kirchen, Gemeinde- und Pfarrhäuser benötigten. Diese Kosten hatten die Kassen so geschmälert, dass eine Aufstockung des Fonds zur Sicherstellung der Pensionen dringend erforderlich war. Auch engagierte sich die Kirche nun finanziell stark in der Dritten Welt. Diese Themen wurden bei der Einweihung unserer Wehrendorfer Kirche erörtert, als mein Bruder dem anwesenden Präses Thimme gegenüber seine Sorgen zum Ausdruck brachte. Dieser reagierte ganz optimistisch „Wir werden das eine tun und das andere nicht lassen.“

Aber die Maßnahme hatte Konsequenzen. Mitte der 70er Jahre standen wir der Notwendigkeit gegenüber, die Belegschaftszahl zu reduzieren. Daraufhin verließen uns einige Mitarbeiter. Von anderen mussten wir uns trennen, sie waren außer in ihrer gewohnten Arbeit an anderer Stelle nicht einzusetzen.

Eine neue Erkenntnis haben wir daraus gewonnen. Der Orgelbauer muss flexibel sein und in jedem Bereich arbeiten können. In den Jahren des Auftrag-Booms waren die Männer zu sehr spezialisiert. Hierin unterscheidet sich das Handwerk generell von der Industrie.

Im Sommer 1976 gingen wir in die Betriebsferien, in der Hoffnung, dass von den schwebenden Projekten das eine oder andere in Auftrag gegeben wurde. Und tatsächlich kam ein Anruf des Oeynhauser Pastors Behler, der für die Katholische Kirche die neue Orgel bestellte.

Er sagte, da die Genehmigung seitens der Diözese Paderborn so lange auf sich warten lasse, müsse er nun handeln und komme notfalls auch für die Kosten auf (Pastor Behler war von zu Hause aus wohlhabend). Ich war so bewegt, dass mir nach Beendigung des Gesprächs vor Freude die Tränen kamen.

Später wurde Pastor Behler wegen eigenmächtiger Handlungsweise – auch in anderen Bereichen – von Oeynhausen abberufen und in eine andere Pfarrstelle versetzt. Uns tat das unendlich Leid, war er uns doch in einer Phase des Engpasses zum Helfer in der Not geworden. Nach und nach, wenn auch zögernd, kamen auch wieder Aufträge. Aber die Zeit der Hochkonjunktur sollte endgültig vorüber sein.

Die alte und die neue Zeit

Ein Haus, das unbewohnt ist, verfällt in kürzester Zeit, als hätte es seine Daseinsberechtigung verloren, wenn seine Aufgabe, menschliches Leben zu schützen, beendet ist. So erging es auch unserem alten Wohnhaus. Es bot zuletzt einen traurigen Anblick und war wohl schwerlich in seiner Grundsubstanz zu erhalten. Und so wurde es im Jahre 1974 abgerissen und an seiner Stelle in den alten Grundrissen

ein Neubau erstellt, in den ein Jahr später mein Neffe Hans-Heinrich mit seiner Familie einzog.

Vieles blieb jetzt nur noch in der Erinnerung. Der Flur mit seinem von Italienern gelegten Terrazzo-Boden, der Steinbackofen im Keller, die Räucherkammer auf halber Treppe, die drei Stufen von der Kochküche zur Wohnstube, die Durchreiche mit Schrank zwischen diesen Räumen und manches andere. Jahre zuvor war Pastor Friedrichsmeyer aus Suderwick einmal bei uns. Er betrachtete damals das Gebäude von allen Seiten und sagte dann immer wieder: „Ein interessantes Haus."

Mein Bruder hatte sich inzwischen wieder verheiratet und mit seiner Frau das Eigenheim am Berkenkamp bezogen. Damit waren aus der ehemaligen Großfamilie fünf kleinere Familien entstanden. Diese Tendenz setzte sich in unserer Gesellschaft in der Folgezeit weiter fort und ist heute die Normalität geworden.

Dem ständig zunehmenden Verkehr, bedingt auch durch das neu entstandene Industriegebiet, waren unsere schmalen Straßen natürlich nicht mehr gewachsen. So wurden in den Jahren von 1972 bis 1976 unsere beiden Hauptverkehrswege etappenweise erneuert und um ein Beträchtliches verbreitert. Alle Bäume wurden gefällt, einige alte Fachwerkhäuser entfernt und die Anlieger für lange Zeit durch den Lärm der Lastwagen, der Bagger und Teermaschinen behelligt. Senken und Kurven verschwanden und so waren diese Rennstrecken, die schon so viele Opfer gefordert haben, bereits damals vorprogrammiert. Als Schotter diente auch der alte runde Mühlenstumpf unserer Kornmühle. Ihm fehlten zwar schon seit vielen Jahren die Windflügel, aber dennoch stand er stabil und majestätisch wie ein Bollwerk da.

Als wir von dem Plan der Verschrottung hörten, setzten wir uns noch telefonisch mit dem uns bekannten Dr. Mühlen vom Landesdenkmalamt in Münster in Verbindung. Aber das Vorhaben hätte nur durch eine engagierte Bürgerinitiative mit Unterschriftensammlungen verhindert werden können. Wie voreilig der Abriss so manch alter Bauten war, ist den Verantwortlichen wohl erst Jahre später zum Bewusstsein gekommen.

Abb. 62: o. J. Die Autorin hat zum Bild diesen Text aus dem Vlothoer Wochenanzeiger übernommen: „DAS WAREN NOCH ZEITEN: Im ‚Sonntagskrug' konnten Oma und Opa früher am Wochenende gemütlich ihre Bierchentrinken, nebenan gab es einen Bäcker mit Lebensmittelgeschäft. Die Bäume vor dem Sonntagskrug sind heute verschwunden und seit einigen Jahren leuchten die Lampen vor der Gaststätte nun rot."

Leider war es dann für vieles bereits zu spät. Um das Gebäude des ehemaligen Sonntagskruges an der Kreuzung Salzuflener / Solterbergstraße wäre es aus heutiger Sicht nicht so schade gewesen.

Ach, welche Erinnerungen verbinden sich auch mit diesem Haus, das in seiner Glanzzeit eine Gaststätte, ein Lebensmittelgeschäft, eine Bäckerei und die Postagentur beherbergte. In der oberen Etage befanden sich Fremdenzimmer und ein Saal für Festlichkeiten. Der Kaffeegarten mit seinen großen Kastanienbäumen und einer Grotte aus Horststeinen zog in den 20er Jahren schon Besucher aus den nahe gelegenen Städten an, die mit der Kleinbahn unseren Ort erreichten. Sicher ein schöner und genüsslicher Sonntagsausflug in einer noch bescheidenen Welt. Heute ist aus dieser Behausung der sogenannte „Club Casanova" geworden, ein Nachtlokal mit zweideutiger Lichtreklame und verheißungsvollen Anreizen in englischer Sprache.

Welche gravierenden Veränderungen gegenüber meiner Kindheit und Jugendzeit. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass ein Leichenzug auf seinem Weg vom Trauerhaus zum Friedhof nicht von Autos überholt wurde. Kraftfahrzeuge fuhren im Schritttempo hinterher bis der Trauerzug abbog, die Entgegenkommenden hielten an und erwiesen dadurch dem Toten die Ehre. Voraus ging der Posaunenchor und blies in zeitlichen Abständen die schönen alten Choräle.

Unserer Salzuflener Straße ist im Zuge des Ausbaus an der Friedhofseinfahrt ein Teilstück mit der Bezeichnung „Neue Landstraße" angefügt worden. Dort verlief ehemals die Hollwieser Straße mit ihren großen Lindenbäumen, die während der Blüte weithin einen bezaubernden Duft verbreiteten. Unter einer einzelnen alten Eiche stand eine Ruhebank.

Von historischer Bedeutung ist schließlich die Waddenbergstraße, über welche im Mittelalter der Handelsweg von Braunschweig nach Münster führte. In alten Niederschriften finden wir diese Aufzeichnung: „To Werendorp is ein lanttoll, welcher strathe von Brunsswigh, Hildeßem na Hervorde, Bilvelt, Oßenbrüge, Munster geit. Derselve tolle wert bedeneth van Johan Kriger, undervoget, un Johan by der Strate.", dort befand sich also eine Zollstelle.

Der genannte Johann war ein Vorfahr unserer Familie mütterlicherseits, sein Name ging in Stratmann über und bestand bis 1935. Das Anwesen ist noch heute im Besitz der Nachkommen.

Am Ende der Waddenbergstraße befand sich der Handels- oder Stapelplatz, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch als Marktplatz diente, wie wir von der Großmutter Stratmann wissen.

Dieses Sträßchen ist ganz schmal geblieben und war zu beiden Seiten mit Kopfweiden bepflanzt, woran ich mich sehr genau erinnere. Denn dort wohnte unser Schuster und wenn ich Schuhe in seine Werkstatt bringen musste und es schon dämmrig geworden war, sahen diese knorrigen Gesellen mit ihrem struppigen Reisig wie Gespenster aus, die einen das Fürchten lehren konnten.

Ich möchte das Handwerk in unserem Dorf besonders erwähnen. Es gab drei Schuhmacher, alle mit Namen Kiso (alte Schreibweise Kison, Vorfahren Hugenotten), drei Schneider, zwei Bäcker, zwei Schmiede, zwei Tischler und zwei Müller. So waren die Bauernhöfe, die ja hauptsächlich unsere ländliche Gegend prägten, mit allem in Haus und Hof Notwendigem versorgt. An den Abenden traf man sich seinerzeit in den Schuster- und Schneiderstuben zu Gesprächen und zum Austausch von Neuigkeiten. Und manche Spukgeschichte ging in diesen Kreisen um. Von den genannten Handwerksbetrieben existiert heute kein einziger mehr.

Welten liegen zwischen jener Zeit und der heutigen. Und was das Schicksal den Menschen damals an Kargheit und Not auch auferlegte, ich glaube, sie waren innerlich reicher und damit auch zufriedener. Der große Philosoph Immanuel Kant hat es schon vor 200 Jahren so ausgedrückt: „Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß. Und es könnte sein, dass die Menschheit reicher würde, indem sie ärmer wird und gewinnt, indem sie verliert."

Ein Jubiläum

Im Jahre 1986 beging unsere Konfirmandengruppe von 1936 ein Jubiläum, die „Goldene Konfirmation". Wir hatten uns zum Teil in den verflossenen 50 Jahren nicht gesehen. So lagen Freude und Hilflosigkeit nahe beieinander, denn bei Etlichen musste man schon eine Weile überlegen, um sie richtig einordnen zu können. Der würdige Gottesdienst in St. Stephan mit unserem Konfirmator, dem inzwischen achtzigjährigen Pastor Wehr, hinterließ bei allen einen tiefen Eindruck. Was war in diesen fünf Jahrzehnten alles geschehen. Neben den Kriegsereignissen hatte ja jeder seine persönlichen Erlebnisse gehabt, die er nun nachdenklich an sich vorbeiziehen ließ.

Aus Freude über das Wiedersehens vereinbarte Teil der Gruppe – vor vielen Jahren in einem Schulzimmer vereint – für das nächste Frühjahr ein Klassentreffen im Restaurant „Alt Heidelberg".

Abb. 63: 1986 - Einige der ehemaligen Konfirmanden auf dem Kirchplatz St. Stephan in Vlotho.

Abb. 64: 1987 - Restaurant „Alt Heidelberg“, Vlotho: Klassentreffen
(Marianne Steinmann auf beiden Bildern 3. v. r.)

Da wurde dann die ganze Schulzeit wieder lebendig, die kleinen Sünden offenbart, aber auch alle Nöte, die wir durchlitten hatten und die sich in der Rückschau nun so viel geringfügiger ausnahmen.

Bei allem Frohsinn gingen wir dann doch recht besinnlich auseinander, erkennend, dass so wie unsere Jugend alles vergänglich ist und sich der Lebenskreis für jeden einmal schließt.

Briefe und Telefonate haben später bestätigt, dass dieses Lebendigwerden-lassen der Vergangenheit uns alle noch lange beschäftigt hat.

Abschied vom Beruf

Alles im Leben geht einmal zu Ende, so ist auch die Schaffenszeit des Menschen begrenzt. Der eine nimmt wehmütig Abschied, der andere erwartet diesen Zeitpunkt sehnsüchtig.

Auch mein Berufsleben sollte am 1. Oktober 1988 beendet sein. Mit einigen Unterbrechungen hatte ich ganze fünfzig Jahre in den Diensten unseres Betriebes gestanden, davon fünfzehn in Zusammenarbeit mit meinem Vater, fünfundzwanzig mit meinem Bruder und die letzten zehn mit meinem Neffen.

Mit den Männern und Frauen bin ich gut ausgekommen, wenngleich unsere Meinungen auch dann und wann auseinander gingen. Ich habe mich immer bemüht, in Gesprächen mit den Einzelnen kleine, dem Wohl des Betriebes dienende Hinweise zu geben. Das galt besonders für die auswärts Arbeitenden, denen ich manchmal mit auf den Weg gab: „Denkt daran, dass ihr das Aushängeschild der Firma seid.“

Wie oft mussten wir uns in diesen Jahrzehnten umstellen und den wechselnden Verhältnissen Rechnung tragen. Ich erinnere mich an die Zeit der rasant hochschnellenden Lohntarife, die so zu Buche schlugen, dass dem Rohmaterial in seiner Verwertung nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit zuteil wurde. Wie oft nahm ich bei meinem allabendlichen Rundgang kleinere, aber einwandfreie Eichen- oder Mahagonihölzer aus dem Abfall, die für Spieltisch-Mechanikteile durchaus noch verwendbar waren.

Eine ganz andere Situation entstand in den dann folgenden Jahren, als der Wert der Rohstoffe wieder mehr ins Bewusstsein rückten. Es bedurfte nun wieder eines Umdenkens, um gewissenhaft zu verfahren.

Drei Generationen unsere Familie habe ich auf meinem Berufsweg eine Teilstrecke begleitet und jede Generation hatte ihre eigenen Schwierigkeiten, die unter Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse zu jedem Zeitpunkt individuell gelöst werden mussten.

Dass dieses auch den Nachkommenden gelingen möge, sind mein Wunsch und meine Hoffnung.

Abb. 65: Abschied vom Beruf ...

Marianne Steinmann

Die Orgelbauer von Wehrendorf

Heinrich Hermann Steinmann, geb. Steinbründorf
verh. mit Wilhelmine Henriette Luise geb. Südmersen
Kinder: Hermann Steinmann
Wilhelm Steinmann
Gustav Steinmann
Friedrich (Fritz) Steinmann
Heinrich Steinmann

Gustav Steinmann **1. Generation (1910)**
verheiratet mit Anna Stratmann
Kinder: Friedrich Steinmann
Magdalene Luise Henriette Steinmann
(verh. Prüßmeier)
August Wilhelm Steinmann
Marianne Steinmann

August-Wilhelm Steinmann **2. Generation (1953)**
(später als Gustav Steinmann)
verheiratet mit Annemarie Lütkemeier
Sohn Hans-Heinrich Steinmann

Hans-Heinrich Steinmann **3. Generation (1978)**
verheiratet mit Bärbel Ehlebracht
Sohn Hans-Heinrich Steinmann

Jan-Heinrich Steinmann **4. Generation (2001)**

Zur Geschichte der Orgelwerkstatt Steinmann

(Text mit freundlicher Genehmigung übernommen aus dem Internetauftritt der Orgelwerkstatt Steinmann unter Leitung von Jan-Heinrich Steinmann)

1885

Gustav Steinmann wird am 22. April 1885 in Steinbründorf bei Vlotho geboren.

1899

G. Steinmann beginnt eine Tischlerlehre mit dem Ziel, später Orgelbauer zu werden.

1904

G. Steinmann kommt in die Orgelbauwerkstatt Klaßmeyer in Lippe. Er kann das Entstehen großer Orgeln mitverfolgen, so etwa die der Ref. Kirche Detmold und der Auferstehungskirche Bad Oeynhausen.

1908

G. Steinmann setzt seine Ausbildung bei Furtwängler und Hammer, Hannover, fort. Anschließend arbeitet er bei Orgelbau Faust in Barmen.

1909

G. Steinmann tritt der Orgelbaufirma H. Ackermann in Lippe als Teilhaber bei und baut dort innert kurzer Zeit 6 Orgeln, eine davon in Lettland.

1910

Gustav Steinmann fasst den Entschluss, ein eigenes Unternehmen zu gründen. In einer kleinen Tischlerwerkstatt in Vlotho entstehen die ersten beiden Orgeln. Bereits 1911 kann eine eigene Werkstatt mit Wohnhaus gebaut werden.

1914 bis 1918

Während des Ersten Weltkrieges kommt die Produktion weitgehend zum Erliegen.

1919

Es gelingt Gustav Steinmann mit großer unternehmerischer Energie, seinen Betrieb zu stabilisieren. Aufgrund einer Zusammenarbeit mit dem holländischen Musikverlag Vierdag werden zwischen 1923 und 1933 insgesamt 15 Orgeln in die Niederlande geliefert, als weiteres Standbein erweist sich der Bau von Harmonien. Zwischen 1919 und 1934 werden über 1100 Harmonien gebaut, besonders für Missionsstationen.

1928

Der Rückbesinnung auf den traditionellen Orgelbau, der sog. „Orgelbewegung“, öffnet sich Gustav Steinmann früh. Bereits 1928 entsteht die Orgel in der Pauluskirche Bielefeld, die das größte Instrument dieser Epoche in Deutschland darstellt. Über diese Orgel äußert sich auch Albert Schweitzer nach einem Konzert sehr lobend.

bis 1939

Die Fa. Steinmann kann ihre Tätigkeit bis weit über die Grenzen Ostwestfalens hinaus ausdehnen. Insgesamt entstehen zwischen 1919 und 1939 über 100 Orgeln und ca. 1500 Harmonien

1939 - 1945

Während des Zweiten Weltkrieges kann die Werkstatt mit einigen Mitarbeitern aufrecht erhalten werden.

1948

Mit der Währungsreform kommt auch der Orgelbau langsam wieder in Gang. Gustav Steinmann jun. kehrt aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er hat zunächst im väterlichen Betrieb eine

Orgelbauerlehre absolviert und ab 1938 die Meisterschule in Ludwigsburg besucht.

ab 1950

Eine rege Nachfrage nach neuen Orgeln setzt ein. Es entwickelt sich der Typ der kleinen bis mittelgroßen Schleifladenorgeln, deren Disposition und Werkkonzept sich an den Zügen des norddeutschen Orgelbarocks orientiert.

In den Werkstätten der Fa. Steinmann entsteht eine Anzahl von Orgeln, deren Qualität die Orgelbaufirma weitherum bekannt machen.

1953

Am 5. Januar stirbt Gustav Steinmann sr. Er hat sein Unternehmen über lange Zeit hinweg mit großer Energie und Weitblick durch eine in jeder Hinsicht schwierige Epoche von politischen, ökonomischen, technischen und musikalischen Umwälzungen geführt.

1978

Gustav Steinmann jr. zieht sich nach über 40 Jahren aus dem aktiven Geschäftsleben zurück. Sein Sohn Hans-Heinrich übernimmt die Nachfolge. Er hat das Handwerk im väterlichen Betrieb erlernt und danach bei der Fa. Rudolf v. Beckerath in Hamburg volontiert. 1964 legte er seine Meisterprüfung ab.

2001

Hans-Heinrich Steinmann übergibt den Betrieb an Jan-Heinrich Steinmann.

Abbildungen

Abb. 62: Geschichtswerkstatt Exter, alle anderen sind Privataufnahmen aus dem handschriftlichen Manuskript der Verfasserin

Dank auch an Christoph Beyer (Valdorf), Friedrich und Hans Heinrich Steinmann, beide Wehrendorf für Hilfe bei der Bestimmung von Bildinhalten.

Stichwortverzeichnis Namen

Behler 111
Berghäuser 47
Beyer 26
Bocke 85
Brinkschmidt 41
Brocke 81
Delius 19
Diekmann 57
Döring 71
Drechshage 80
Elis 43
Finkhäuser 87
Fleischer 58
Freitag 8
Grandjot 47, 48
Gröppler 68
Halewat 13
Hauth 71, 72
Heidbreder 101
Kiso 115
Kison Siehe Kiso
Kix 57, 66
Klaßmeier 8, 9
Klocke 61
Klusmeier 54
Koch 27, 66
König 12, 24, 101
Kracht 66, 89
Krefis 105
Krieger 114
Krüger 55
Kummer 63
Lassen 105, 107
Leer 69
Leichsenring 43
Linnenbeker 23
Lohmann, Kantor 60
Lohmeyer 49
Luncke 65, 66
Marten 57, 66
Meisinger 24
Möllmann 78, 79
Nentwig 82-84
Neveling 47
Niehage 8
Niehuß 84
Nieweg 83
Nolting 68, 69
Obernolte 26
Ohm 61

Ortmeier 33, 34
Ostermann 31
Pleiß 54
Preitz 58
Rave 47-49
Richter 94, 95
Rocke 96
Rüping 50
Sagewka 78
Schalk 13, 18, 22
Schildmann 89
Schmidt 47, 61
Schönstedt 89
Schröder 45, 46, 47
Schürmann 28, 61, 78
Sieland 57, 61, 66
Stratmann 8-11,13,16,19, 23, 114
Süllwald 56
Supper 43
Thake 98
Thimme 110
Thorak 61-63
Uekermann 57
Valdorf 56, 66, 98
Vierdag 42
Wagner 88, 100
Wiese 33, 63
Wilms 78
Wind 41, 98
Wintermeier 33, 94
Wolf 89
Zinsser 105

Stichwortverzeichnis Orte und Stätten

Alt Heidelberg 115, 116
Bad Oeynhausen 51, 87
Braunschweig 102, 114
Breda/Niederlande 69
Brockhagen 102
Deutsches Haus 56
Exter 3, 4, 6, 102
Goethe-Pavillon 56
Göttingen 43, 102
Gut von Wedel 63
Jakobi-Gemeinde Herford 105
Kreuzkirche zu Wehrendorf 87
Luisenschule 51
Lüneburg/Südafrika 89
Mennighüffen 60
Münster 10, 88, 110, 112, 114
Natal/Südafrika 89
Neue Landstraße 114
St. Stephan (Kirche) 115, 116
Steinhude 102

Geschichtswerkstatt Exter e. V. - Pivitstraße 25 - 32602 Vlotho - Ortsteil Exter
Internet: www.gwexter.org - E-Mail: info@gwexter.org
Übertragung des handschriftlichen Manuskriptes: Helga Simonsmeier
Redaktion und Gestaltung: Wilfried Sieber (v.i.S.d.P.)